

Beiträge
zur Volkskunde der Provinz Posen

Berausgegeben von
Professor O. Knoop in Rogafen
und
Lehrer H. Szulczewski in Brudzyn

Zweites Bändchen:

Allerhand fahrendes
Volk in Kujawien

von H. Szulczewski



Lissa i. P.

Friedrich Ebbeckes Verlag (Inhaber Oskar Eulitz)
1906

In meinem Verlage erschienen unter anderen die nachstehend verzeichneten Bücher **Posener Heimatliteratur**, die für jeden Posener von besonderem Interesse sein dürften:

Grotte-Tremessen, Ländlich-Kujawisches aus den Jahren 1857 bis 1867. 96 Seiten 2 M.

Grotte erzählt seinen Lebenslauf als Wirtschaftslehrling und Unterbeamter von 1857—1862 und als kujawischer Wirtschaftsinspektor 1862—1867. Neutlicher sonniger Humor zieht sich als roter Faden durch diese wohl einzig dastehende Selbstbiographie eines Poseners. Interessant für jeden Dsmärter und besonders empfehlenswert für alle Volksbüchereien.

Sausen, Hans v., Die neue Lehre. (Aus der Zeit der Einführung der Reformation in Litauen und Polen.) Historisches Schauspiel. 143 Seiten 8° 2 M., geb. 3 M.

Senfchel, Adolf, ev. Pfarrer, Evangelische Lebenszeugen des Posener Landes aus alter und neuer Zeit. 466 Seiten in Geschenkeinband gebunden Preis nur 4 M.

Soniecki, D., Geschichte der Reformation in Polen. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. 276 Seiten 8°. Gebunden in Leinen 2.50 M.

Krause, G., Die Reformation und Gegenreformation im ehemaligen Königreiche Polen, besonders in den jetzt preussischen Provinzen Posen und Westpreußen. 121 Seiten 8°. 2. Aufl. 1.60 M.

Lewin, Dr. Louis, Rabbiner, Geschichte der Juden in Lissa. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums. 400 Seiten. Preis 3.50 M., gebunden in Geschenkeinband 5.— M.

Literatur-Nachweis für die Vorlesungen über Heimatkunde an der Königlichen Akademie zu Posen. Mit Illustrationen aus der Provinz Posen und einem Verzeichnis der Kartenwerke und Karten über die Provinz Posen. 24 Seiten, groß 8° —.40 M.

Meyer, Dr. Christian, Staatsarchivar, Geschichte des Landes Posen. 482 Seiten. Geb. in Geschenkeinband. Anstatt 12 M. für nur 4 M.

Meyer, Dr. Christian, Die Deutschen der Provinz Posen gegenüber dem polnischen Aufstand im Jahre 1848. 142 S. 1.50 M.

Nesemann, Professor Dr., Ein Denkmal des Johann Amos Comenius in Lissa zum 350jährigen Jubiläum der Unität am 26. August 1898. Ein geschichtlicher Rückblick. Gr. 8°. 39 Seiten —.50 M.

von Sanden, Alfred, Gymnasial-Direktor, Professor: **Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Königlichen Comenius-Gymnasiums zu Lissa.** Zur Geschichte der Lissaer Schule 1555—1905. Quartformat, 104 Seiten mit 16 Abbildungen. Preis Mk. 2.50, elegant gebunden 4.— M.

Tent II, Deutschland und das Slaventum Preis —.75 M.

Voigt, Dr. Paul, Oberlehrer, Aus Lissas erster Blütezeit. 10 Bogen 8° mit einem alten Bilde von Lissa vor dem letzten Brande. 2. Auflage. Preis 2 M., gebunden 2.50 M.

Werner, Alb. und Steffany, Joh., Geschichte der evangelischen Pfarochien in der Provinz Posen, gebunden Preis 4.50 M.

hier ma. n. 0⁴
- 11 - 12¹¹

Beiträge zur Volkskunde der Provinz Posen.

Herausgegeben

von

Professor O. Knoop in Plogasen

und

Lehrer A. Szulezewski in Brudzyn.

Zweites Bändchen:

Bd. 2¹¹;

Allerhand fahrendes Volk
in Kujawien.

Herausgegeben

von

A. Szulezewski.

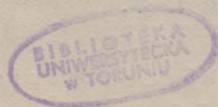
Tissa i. P.

Friedrich Ebbedes Verlag

(Inhaber Oskar Gulig.)

1906.

626543



K.153/89

Vorliegendes Bändchen enthält eine kleine Auswahl von Sagen, die ich innerhalb einiger Jahre aus meiner Heimat Kujawien (den Kreisen Hohensalza und Strelno) zusammengebracht habe. Die Bewohner dieser Landschaft weisen in Dialekt, Kleidung und Lebensweise eine Verschiedenheit gegenüber denen der angrenzenden Kreise auf. Seit mehr als einem Jahrhundert bestehen hier deutsche Ansiedelungen. Namentlich trifft man hier öfters die plattdeutsch sprechenden Hinterpommern, die hier fälschlich Kassuben genannt werden. Mit den polnischen Nachbarn lebten die Deutschen stets in Frieden und Eintracht, und in den noch vor wenigen Jahrzehnten vorhandenen Spinnstuben kam die Jugend beider Volksstämme zusammen. Hier auch fand ein Austausch der Sagenschätze statt. So ist es nicht verwunderlich, daß in dieser Sammlung Sagen vorkommen, die, obgleich ausnahmslos polnischen Erzählern abgeläuscht, dem Volksforscher aus anderen Teilen Deutschlands bekannt sind.

Allen denen, die bei der Zusammenstellung des Bändchens, welches in Anbetracht der Fülle von noch ungehobenen Sagen Kujawiens nur als ein kleiner Beitrag zur Volkskunde der Provinz betrachtet werden darf, mit Rat beigestanden haben, namentlich Herrn Professor D. Knoop in Rogasen, sei auch an dieser Stelle bestens gedankt.

A. Gzylzewski.

Inhalt.

A. Wandernde Musiker	1
B. Bettler	11
C. Handwerksgesellen	19
D. Räuber, Diebe und Zigeuner	25
E. Hexen, Teufel und Zmoras	35

A. Wandernde Musiker.

In der Dorfkirche ist sonntäglicher Gottesdienst. Kaum ist die Predigt beendet und die Orgel mit der Begleitung des Schlußliedes fertig, da ertönen draußen Fiedeltöne und Bassbrummen und laden die Kirchenbesucher ein, vor der Heimkehr noch in die niedrige, mit wenigem Hausrat ausgestattete Dorfschänke einzutreten und am beginnenden Tanze teilzunehmen. Und der Bauer setzt seinen breitkremigen Hut auf das linke Ohr und nimmt seine Nachbarin, die Genatterin, am Arme, um mit ihr einen „na odeipke“, links verkehrt, zu tanzen. Die Schänke füllt sich schnell mit lustigen Nachbarn; es wird getanzt und gesungen bis in die Nacht hinein.

Dieses Bild gehört der Vergangenheit, der „guten alten Zeit“, an. Die politische Kannegießerei der Neuzeit kannte man damals nicht; man lebte in einer billigen Zeit, hatte Geld, und wozu sollte man leben „wie die Bremse im Pferdemagen?“ Wenn Kujawiens einst berühmter, jetzt aber fast vergessener Lokaltanz, der Kujawial, „gedreht“ wurde, so ruhig und leicht, daß dem Tänzer ein Glas auf dem Kopfe stehen konnte, da sah man, daß diesen Leuten der Tanz im Blute saß.

Neben dem mächtigen Kamin thronte hoch oben auf einem Tisch der Geigenspieler, der außer der Advents- und der Fastenzeit ein wanderndes Leben führte und überall da, wo sich ihm Gelegenheit bot, seine Volkstänze zum besten gab. Der Bassist, der abwechselnd bald die oberen, bald die unteren beiden Saiten seines Instruments bearbeitete und mit dem Stiefelabsatz auf dem Fußboden den Takt dazu schlug, war in der Regel ein Laie und kam weniger in Betracht.

Mancher dieser wandernden Musiker wurde wegen seiner Fertigkeit im Spielen angestaunt. In der Zeit, in welcher der Glaube an Teufelsbündnisse im Volke lebendig war, setzte man

bei solchen Musikern eine besondere Anlage voraus, die durch einen mit dem Spielteufel „Ankluz“ geschlossenen Pakt erworben wurde. Manche Sage über solche Musiker hat sich bis auf den heutigen Tag im Volke erhalten.

1. Der Höllebartel.

Vorzeiten lebte in Kujawien ein berühmter Geiger. Nach den Angaben der Leute soll er Martin Zieliński geheißen haben und aus Kwiecischewo gebürtig gewesen sein. Doch ist dieser nicht der echte, das Original lebte viel früher. Von Jugend auf unter Vagabunden lebend, hat er bis an sein Lebensende vagabundiert. Er war ein Genie: obgleich kein gelernter Musiker, hatte er doch auf seinem Instrumente eine solche Fertigkeit erlangt, daß keiner der damaligen Dorfmusikanten mit ihm wetteifern konnte. Er war überall ein gern gesehener Gast. Sein langes Haar und sein voller schwarzer Bart gaben ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Kam er in eine Hütte oder in ein Gasthaus und trug seine Volksweisen und Volkstänze vor, so konnte man, wie Augenzeugen erzählen, der Macht der Töne nicht widerstehen, man mußte tanzen. Die Füße hüpfen einem von selbst, wenn er einen seiner Mazureks aufspielte. Er sang dazu auch Lieder, Volkslieder, die er überall fand und die er gleich zu seinem Eigentum machte.

Da das Volk sich seine Fertigkeit im Geigenspiel nicht erklären konnte, so erzählte man sich, er hätte einen Bund mit dem Teufel geschlossen und habe nun den Ankluz in der Geige. Der Teufel spiele nun selbst, während er bloß den Bogen führe. Man gab ihm auch den Namen „Z piekła Bartek“ d. i. Bartholomäus aus der Hölle. Diesen Namen legte er sich später auch selbst bei und prahlte viel mit seiner Zauberkräft. Man erzählt von ihm auch, daß er sich zu gleicher Zeit auf verschiedenen Tanzböden befunden habe.

1. Eines Tages kehrte „Z piekła Bartek“ in einer Kneipe ein, in der es lustig herging. Es war nämlich Sonnabend und Auszahlung. „Z piekła Bartek“ spielte, und die Arbeiter tanzten. Nach und nach aber verließ einer nach dem andern die Kneipe und ging nach Hause. Zuletzt blieb der Musikant allein. Nun forderte er Bezahlung für sein Spielen, und da kein Tänzer mehr da war, hielt er sich an den Wirt. Dieser war jedoch geizig

und wollte nichts geben. Da wurde „Z piekła Bartek“ böse, packte seine Geige ein, legte den großen Baß auf den Ofen und ging von dannen. Da wurde es auf einmal lebendig auf dem Ofen. Der Baß fing an zu brummen, und der Gastwirt und seine Frau konnten vor Angst die Thür nicht finden, sondern nahmen durch das Fenster Reißaus, und ebenso die Kinder. Sie eilten dem „Z piekła Bartek“ nach und baten ihn himmelhoch, er möge doch den Baß beruhigen. Aber erst, als sie ihm den gewünschten Lohn gegeben hatten, ging er mit zurück und befahl dem Baß, sich ruhig zu verhalten, und sogleich wurde alles still.

2. In einem Dorfe Kujawiens lebte ein junger Mann, der gern Musiker werden wollte. Er hörte, daß „Z piekła Bartek“ mit Hilfe des Teufels spielen gelernt habe, und ging deshalb zu ihm und bat ihn, er möge doch den Teufel bereden, es auch mit ihm zu versuchen. „Z piekła Bartek“ ging darauf ein. An zwei aufeinander folgenden Donnerstagen um Mitternacht führte er den Mann auf eine Grenze. Dort stellte er einen Topf hin, auf den der Mann sich setzen mußte. Da erschien der Teufel und lehrte ihn spielen, d. h. der Teufel spielte, während der Mann nur den Bogen führte. Dieser ward dann ein vielgesuchter Geiger. Später empfand er Reue darüber, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben hatte; wiederholt ließ er den Teufel sitzen, doch dieser kam immer wieder hinter ihm her.

3. „Z piekła Bartek's“ Geige war aus den kleinsten Stücken zusammengesetzt und dann mit Leim bestrichen, so daß man die Zusammensetzung nicht sehen konnte. Eines Tages kam er in eine Kneipe und fing an zu spielen. Er spielte sehr schön. Ein Lehrer, welcher auch in der Kneipe war, bekam Lust, die Geige für die seinige einzutauschen. „Z piekła Bartek“ war damit zufrieden; er nahm die ganz neue Geige des Lehrers und ging seiner Wege. Als aber der Lehrer zu Hause die Geige probierte, brachte er nur einen jämmerlichen Ton hervor, und das kam daher, daß der Teufel die Geige verlassen hatte.

II. Berendt.

Berendt war ein in Kujawien weit und breit bekannter Musiker. Er hatte den Ankluz, den Spielteufel. Auf allen Hochzeiten, auf allen Tanzplätzen war er zu finden. Das Eigentümlichste aber war, daß er in neun Gasthäusern zu gleicher Zeit spielte.

Vor mehreren Jahren fuhr ein Wirt aus Kujawien nach Treneffen. Als er in die Nähe von Wilatowen kam, begegnete ihm auf der Straße ein Mann, der trug eine Geige unter dem Arm. Gefällig, wie alle Kujawiaks sind, hielt der Wirt still und lud den wandernden Musiker ein, auf den Wagen zu steigen. Der Musiker, ein noch junger Mann, nahm das Anerbieten mit Dank an und setzte sich dem Wirt zur Seite. Wie es Leute machen, die neugierig sind, fragte unser Wirt seinen Gast denn auch zuerst nach dem Woher und Wohin, und der junge Musiker gab bereitwillig Auskunft. Er erzählte auch, daß er der vielgesuchte Geiger Berendt sei, aber — —. Hier brach er mit einem Stoßseufzer ab. Doch der Wirt verstand es, ihn auszufragen, und so erfuhr er denn von dem Fremden, daß derselbe es mit dem Bösen halte. Namentlich aber habe er vor seiner Geige keine Ruhe, und er möchte dieselbe gerne los werden. Dem Wirt kam das lächerlich vor, und er riet dem Fremden, die Geige doch zu zerschlagen. Dieser befolgte den Rat: er zerschlug die Geige am Wagenrad und warf dann das Stück, das er in der Hand behielt, in den Wilatower See, der dort bis an den Weg heranreicht. Nun fuhren sie weiter und kamen an ein Gasthaus. Hier hielt der Wirt an, um die Pferde zu füttern und ein Glas Bier zu trinken. Er lud auch den Fremden dazu ein! Sie traten in die Gaststube und wollten sich an den Tisch setzen, da lag dort eine Geige, die des Musikers. Mit einem Seufzer nahm er sie wieder an sich. Als nun beide wieder auf dem Wagen saßen, erzählte der Fremde seine Leidensgeschichte. Er war vordem Knecht gewesen. Da kam eines Tages ein fremder Mann zu ihm und fragte ihn, ob er ein Musiker werden wolle. Das war schon längst sein Wunsch gewesen, und mit frohem Herzen sagte er deshalb ja. Nun mußte er sich eine Geige kaufen und um Mitternacht mit dem Manne auf einen Kreuzweg gehen. Kurz vor demselben verschwand der Unbekannte, aber sobald er am Kreuzwege stand, gesellte sich ein schwarzgekleideter Mann in hohem, schwarzem Cylinderhut zu ihm, der ihm aber als der vorher verschwundene Fremde vorkam. Dieser nahm die Geige und stimmte sie, und nun konnte der Knecht spielen, was er wollte. Der Schwarzgekleidete verschwand plötzlich, wie er gekommen war.

Der Wirt fragte nun, ob er sich denn der Geige auf keine

Weise entledigen könne. Der Musiker bejahte es: er müsse die Geige an jemand verkaufen, wenn auch nur für einen Pfennig; dem Käufer aber müsse er alles erzählen, wie er zu der Geige gekommen sei und welche Macht sie besitze. Sein Reiseziel sei jetzt Gnesen; dort hoffe er unter den Vagabunden einen zu finden, der ihm die Geige abkaufe. — So kamen sie nach Tremessen. Der Musiker dankte dem Wirt für seine Freundlichkeit und setzte dann seinen Weg fort.

III. Der Musiker aus Gocanowo.

Aus Gocanowo stammte ein Musiker, der den Ankluz hatte und deshalb durch sein schönes Spiel weit und breit berühmt war. Etwas Eigentümliches bei demselben war, daß er in der Brusttasche stets den Kopf von einem schwarzen Hahn bei sich trug. Sonst verwahrte er ihn gut, so daß er keinem zu Gesichte kam; wenn er aber angetrunken oder auch beim besten Spielen war, so kam oft der Schnabel aus der Brusttasche zum Vorschein. So war es auch einmal, als ihn die tanzenden Burschen überfielen und ihm den Kopf wegnahmen; sie warfen denselben zum Fenster heraus, aber bald guckte er dem Musikanten doch wieder aus der Brusttasche. Darüber befragt, antwortete der Musiker, daß er ohne denselben nicht spielen könne.

1. In einem Dorfe bei Strelno waren am selbigen Tage in zwei einander gegenüberliegenden Gasthäusern zwei Hochzeiten. Beide hatten zahlreiche Gäste, aber nicht gleiche Musikanten, denn der eine von ihnen hatte den Ankluz, und seine Musik war so lieblich, daß sie alle Gäste anlockte. Und noch mehr: Er spielte seinem Kollegen von gegenüber, der aus Gocanowo stammte, einen Schabernack, indem er seiner Geige den Ton nahm. So verlor dieser alle Gäste, denn niemand mochte die bleiernenen Töne hören. Voll Aerger und Wut ging er nun hinter die Scheune und tat das Gelöbniß, daß er sich aller Heiligkeiten enthalten wolle, wenn ihm der Teufel helfen würde. Darauf ging er wieder an seinen Platz zurück, und ohne selbst recht an sein Gelöbniß zu glauben, nahm er seine Geige wieder zur Hand. Aber siehe da, Töne entquollen ihr wie Orgelklang, und alle Gäste, welche vorhin über die Straße geeilt waren, kamen wieder zurück und die andern dazu, so daß der vor kurzem noch so gefeierte Musiker keinen einzigen Gast mehr hatte. Er ging von dannen und verschwand auf immer.

Von diesem Musiker erzählt man auch, daß er den Anfluz von seiner Mutter eingegeben bekommen hatte. Diese war eine berühmte Hexe. Eines Tages führte sie ihn an eine alte Weibe, wo der Teufel wohnte. Dort mußte er mit dem Teufel den Kontrakt schließen. Er durfte aber nie um Mitternacht spielen, sonst wurde er vom Teufel geprügelt.

2. Bekanntlich verschreiben sich einige Leute auf Lebenszeit, andere nur auf einige Jahre dem Teufel. Dieser muß ihnen so lange dienen, nach Ablauf der Zeit aber müssen sie ihm ihre Seele dafür geben. Der Musiker aus Gocanowo hatte bei der Seelenverschreibung nichts ausgemacht, und so hatte der Teufel jederzeit Macht über ihn und Zutritt zu ihm. Einmal wurde er krank und legte sich zu Bett. Da wurde er von unsichtbaren Händen mit Ketten an die Bettstelle festgebunden, und nun kamen Schlangen, Frösche, Kröten und andere Tiere auf das Bett, krochen ihm auf dem Leibe herum und drangen ihm sogar in den Mund. Viele Menschen waren Zeugen des Vorganges. Drei Wochen lang lag der Musiker in dieser Stellung. Da kam einer von seinen Schülern zu ihm, auch ein berühmter Musiker, der in Polen lebte und auch den Anfluz hatte. Dieser packte einen Frosch, gerade den größten, der dem Daliegenden gerade in den Mund kriechen wollte, nahm ihn bei den Hinterbeinen, zerriß ihn in zwei Stücke und warf die eine Hälfte auf den Kranken, während er die andere in seine Tasche steckte. Da zersprang die Kette mit einem Mal, die Tiere verschwanden, und der Musikus wurde gesund. Man erfuhr jetzt, daß dem Musiker das alles widerfahren war, weil er nach Inowrazlaw zur Mission gegangen war und dort Neue über sein Bündnis mit dem Teufel empfunden hatte.

3. Einmal sollte der Musikus aus Gocanowo auf dem „Winiec“ (Erntefest) zum Tanze aufspielen, es fehlte ihm aber der zweite Mann zum Basse. Er ging deshalb nach Kruschwitz, um sich dort einen Bassspieler zu suchen. Dort lebte ein Musiker, der mit seinen drei Söhnen ebenfalls bei Festlichkeiten spielte, und einer von diesen entschloß sich mitzugehen. Dafür sollte er 1¹/₂ Taler bekommen.

Auf dem Erntefeste spielten die beiden bis spät in die Nacht hinein. Dann gingen sie nach Hause. In der Mitternachtsstunde kamen sie vor Brucki (Kaisertal) an. Dort am Wege

stand ein Mann mit einem schwarzen, talarähnlichen Mantel umhüllt; er sah einem katholischen Geistlichen nicht unähnlich. Dem Bassisten fiel die Gestalt auf, und er machte zu seinem Begleiter eine Bemerkung; dieser jedoch sagte kein Wort, sondern ging weiter und rieb sich die Hände, als ob ihn fröre. Sie kamen an den Schwarzen heran. Da springt dieser plötzlich auf den Weg, wirft den Geigenspieler zu Boden und stampft ihn mit den Füßen. Der Kruschwizer will ihm zu Hülfe kommen, allein da wird ihm der Baß zentnerschwer; er kann nicht von der Stelle und muß zusehen, wie der andere gemißhandelt wird. Nach einer Weile verschwand der Schwarze.

Lange sagte der Gemißhandelte kein Wort, schließlich aber erzählte er auf das Drängen des Bassisten, daß der Schwarze der Teufel sei, mit dem er einen Bund abgeschlossen habe. Dabei habe er sich verpflichtet, auf der Reise um Mitternacht stets zu spielen; wenn er das nicht tue, werde er vom Teufel gemißhandelt.

4. Der Musiker aus Gocanowo hatte in Kruschwitz einen Freund, der Lohnkutscher war. Dessen Pferde waren so abgemagert, daß er bei schweren Lasten oft selbst heran mußte. Manchmal verdroß es ihn, daß die andern Kutscher über ihn lachten, wenn seine Pferde in dem schweren kujawischen Boden nicht weiter konnten. Endlich klagte er seinem Freunde sein Herzeleid, und dieser riet ihm, sich dem Teufel zu verschreiben. Damit war der Kutscher einverstanden. Beide nahmen Schnaps mit sich und gingen um Mitternacht auf einen Kreuzweg zwischen Karstk und Chelmce. Auf der Grabenböschung setzten sie sich nieder und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Als die Mitternachtsstunde herankam, fuhr plötzlich eine vierspännige schwarze Kutsche heran. Unter den Hufen der schwarzen Pferde kam Feuer hervor, sobald sie den Boden berührten. Vor ihnen hielt die Kutsche an, und zwei schwarzgekleidete Herren stiegen heraus. Einer von ihnen hatte ein Stück weißes Papier in der Hand, das war der Kontrakt, auf welchem die mit Blut geschriebene Unterschrift des Kutschers stehen sollte. Der Kutscher aber bekam inzwischen solche Angst, daß er über Hals und Kopf davonlief und nach Hause eilte. Der Musiker lief ihm nach, konnte ihn aber in der Nacht nicht mehr bereden umzukehren.

In der folgenden Nacht kam der Handel aber doch zustande. Es wurde dem Kutscher in den Herzfinger (Mittelfinger der rechten Hand) gestochen, und mit dem Blute unterschrieb er den Kontrakt. Nun gab ihm der eine von den Herren eine Peitsche, der andere band eine Knalle daran, dann war alles verschwunden. Wenn nun der Kutscher mit seinen Pferden im Wege stecken blieb, so brauchte er nur mit der Peitsche zu knallen; die Pferde bekamen dann eine so große Kraft, daß sie den Wagen mit leichter Mühe herauszogen.

Dem Kutscher aber tat später seine Tat leid, und er ging zur Beichte. Dadurch wurde er von der Gewalt des Teufels befreit. Als er einige Tage darauf wieder mit seinem Wagen auf halbem Wege stecken blieb und nun mit der Peitsche knallte, da riß die Knalle ab und verschwand auf immer, und damit hatte die Peitsche ihre Kraft verloren. Der Mann, der darauf noch viele Jahre lebte, hatte kein ruhiges Gemüt mehr, und wenn er allein ging, hörte man ihn stets mit jemandem zanken.

IV. Bosiu.

In Groß-Slawsk lebte der Musiker „Bosiu“, von dem die Leute erzählten, er stehe mit dem Teufel im Bunde, und der bringe ihm auch das Spielen bei. Da er viel begehrt wurde, so wanderte er viele Jahre von Ort zu Ort und ernährte sich durch sein herrliches Geigenspiel. Schließlich aber wurde dem Manne seine Tat leid, und er ging nach Markowitz zur Beichte. Seit der Zeit wurde ihm der Teufel gram, und man will gehört haben, wie er ihm öfters nachrief: „Ruszaj do Markowiec“ (weg nach Markowitz)!

1. Von diesem Bosiu, der den Anfluz hatte, wird erzählt, daß ihm seine Geige stets durch Klimpfern anzeigte, wenn er auf eine Hochzeit geladen werden sollte. Einmal war sein guter Freund bei ihm in der Stube, und die Geige lag in der Truhe. Auf einmal hörten sie aus der Truhe das Klimpfern der Geige; es war, als ob jemand an den Saiten risse, und das wollte nicht aufhören. Da ging der Musiker an die Truhe, klopfte an den Deckel und sagte: „Warte nur, wirst bald Arbeit bekommen!“ Und die Geige beruhigte sich. Im nächsten Augenblick trat ein Bekannter ein und lud den Musiker auf eine Hochzeit.

2. Einmal geriet der Musiker in Streit mit den Leuten, und zur nächsten Hochzeit luden sie ihn nicht ein, sondern nahmen einen anderen Musikanten. Darüber ärgerte sich Vossiu sehr. Während nun der neue Musikant spielte, ging unser Musikus aufs Feld. Vor dem Hochzeitshause angekommen, schaute er ins Fenster, und siehe da, dem spielenden Musikanten fiel die Geige aus der Hand und zerbrach in Stücke. Doch dieser hatte ebenfalls den Anfluz. Er hob die Stücke vom Boden auf, hielt sie übers Feuer, und die Geige war wieder fertig. Doch sie spielte nur wie eine bleierne, und deshalb wurde ein anderer Musikant mit seiner Geige gerufen, und die erstere wurde bloß zur Begleitung gespielt. Doch bald bekam sie ihre Töne wieder und spielte nach schöner als zuvor.

3. Vossiu hatte an einem Sonnabend und der darauffolgenden Nacht in Sukow bei einer Verlobungsfeier gespielt. Am Sonntag früh ging er mit mehreren Bekannten nach Hause. Unterwegs spielte er auf seiner Geige Tanzstücke, obgleich es gerade die Zeit zum Hochamte war. Die Leute, die zur Kirche gingen, wunderten sich darüber, allein er machte sich nichts daraus. Plötzlich sah er einen Unbekannten im Frack neben sich gehen. Ihm wurde unheimlich zu Mute, aber schließlich ging er doch näher an den Fremden heran, um ihn sich genauer anzusehen. Da stellte dieser unterm Vossiu einen Fuß vor, und der fiel, so lang er war, zu Boden, denn es war ein richtiger Pferdefuß, und der Femde war der Teufel. Der Musikant war nicht imstande, sich vom Boden zu erheben. In seiner Not rief er um Hilfe. Seine Begleiter, welche zurückgeblieben waren, kamen herbei und standen sprachlos da, denn sie sahen niemand außer dem Musikanten, der gar nicht veraucht war. Sie merkten bald, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugging, und riefen ihm deshalb zu, er solle sich bekreuzen. Aber Vossiu hatte das in seiner Angst vergessen, und so mußte einer seine Hand nehmen und damit über ihm des Kreuzeszeichen machen. Aber der Teufel wich nicht von seinem Opfer. Da nahmen ihn die Begleiter unter den Arm und schleppten ihn nach Hause, und so oft er sich umsaß, stand der Teufel hinter ihm. Erst als man ihn mit Weihwasser begossen und mit geweihter Kreide beschrieben hatte, verschwand der Teufel. Vossiu hat aber nie wieder während des Hochamts gespielt.

4. Von Bostiu wird noch weiter erzählt, daß er von dem Teufel eine schwarze Geige bekommen habe, auf der er nun seine Stücklein aufspielte. Er hatte aber dafür dem Teufel seine Seele verschrieben. Als er nun seinem Ende entgegenging, verkaufte er schnell die Geige an seinen Bruder, der dadurch ein weit und breit gesuchter Musiker wurde. Als aber die Zeit des Sterbens für Bostiu herankam, starb der Bruder an seiner Stelle. Doch zur Strafe sandte der Teufel auf ihn eine Krankheit, an der er acht Jahre krank lag. Am Ende bekam er die Klatter (Weichselzopf).

V. Ein Knabe lernt das Geigenspiel.

Ein Knabe erhielt auf einem Jahrmarkte von seinem Vater eine Geige, doch spielen konnte er nicht darauf. Er hörte aber, daß große Geiger den Spielteufel hätten, welcher Ankluz genannt wird, und in seiner kindlichen Einfalt bat er den Vater, ihm doch einen solchen vom Jahrmarkte mitzubringen. Der Vater lachte darüber und versprach ihm das. Auf dem nächsten Jahrmarkte vergaß er jedoch sein Versprechen, und erst auf dem Rückwege erinnerte er sich daran. Doch jetzt war es zu spät. Als er nun in Gedanken versunken auf den Weg schaute, da kroch ein Mistkäfer über denselben. Den nahm er mit und gab ihn seinem Sohne mit dem Bemerkten, daß dies der Ankluz sei. Der Sohn steckte ihn in seine Geige und versuchte alsdann zu spielen. Und siehe da, die schönsten Weisen spielte er auf der Geige, ohne auch nur den Finger zu rühren. Der Käfer war der Ankluz gewesen. Aus der Geige war er nicht mehr zu entfernen.

VI. Der Teufel und der Müllergeselle.

Ein Müllergeselle wollte das Geigenspiel lernen, allein trotz aller Mühe machte er nur geringe Fortschritte. Eines Tages, als er wieder auf seiner Geige übte, kam ein feingekleideter Herr zu ihm und sagte: „Bruder, Du quälst Dich zu sehr ab; Du hast zu steife Finger. Ich werde sie Dir im Schraubstock befestigen und gerade richten, dann wirst Du gleich ganz anders spielen können.“ Der Müllergeselle ließ seine Finger in den Schraubstock klemmen. Jetzt forderte der Fremde von ihm, er solle sich ihm verschreiben, dann wolle er ihn das Geigenspiel lehren. Der Geselle mußte gehorchen und versprach dem Teufel — denn das war der Fremde — seine Seele. Nun löste ihm

der Teufel die Finger, nahm dann die Geige und spielte etwas vor. Der Geselle aber hielt dem Teufel vor, daß auch er steife Finger habe, die im Schraubstock gerade gerichtet werden müßten, und sogleich hielt ihm der Teufel seine Klauen hin, die jener im Schraubstock befestigte. Dann nahm er einen Lindenstock*) und prügelte auf den Teufel los. Der Teufel schrie wie toll, konnte aber, da er im Schraubstock festsaß, nichts machen. Endlich riß er die Schraube los und lief von dannen. Seit der Zeit ist er nicht wiedergekommen.

B. Bettler.

Gegenwärtig bekommt man in den Dörfern selten einen Bettler zu Gesicht. Denn wenn sich auch hier und dort noch ein solcher vorfindet, so ergreift er höchstens aus Not den Bettlerstab und kommt auch dann nur selten über die Grenze seines Heimatsortes hinaus. Früher war es anders. Da gab's nicht nur eine Menge Bettlersvolk, sondern sie hatten auch keine festen Wohnsitze; mit ihrer Familie zogen sie ruhelos von Ort zu Ort. Die Kinder erbten die Beschäftigung der Eltern, sie heirateten in ihrem Stande und achteten darauf, daß nicht etwa Fremde sich ihre Beschäftigung zu eigen machten.

Da gingen sie: An der Spitze der Familienvater mit einem langen Wanderstabe ausgerüstet, an dessen Ende eine Zgelskalt gegen die bissigen und frei umherlaufenden Hunde angenagelt war. Hinter diesem trottete die Frau mit den Kindern in zerrissenen Kleidern einher. Kamen sie in ein Haus, so knieten sie auf der Türschwelle nieder und beteten ihre Gebete und sangen Heiligenlieder. Es gab unter den Bettlern Gedächtniskünstler, die eine Unmenge solcher konnten. Von der Wirtin bekamen sie darauf eine Gabe, meist zwei Händevoll von irgend einer Getreideart, Mehl, Grütze und dgl. Gebete und Lieder waren des Bettlers Handwerkszeug, und nach der Anzahl derselben stiegen sie bei ihren Standesgenossen im Ansehen. In den Dorfschänken verkauften sie ihre Gaben. Bei dieser Gelegenheit verlebten die sonst immer ernstesten Bettler manche frohe Stunde. Doch wurde der größte Teil des Geldes aufbewahrt, um dafür einst ein

(* Vergl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XV, S. 102 ff.)

schönes Begräbniß zu erhalten. Bei einem Wirte, meist am Ende des Dorfes, war im Stalle ihr Nachtquartier. Solche Wirtschaften waren den Bettlern von Alters her bekannt, und auch nur hier kehrten sie zur Nacht regelmäßig ein.

An den großen Ablässen in Pakosch, Markowitz u. a. D. fehlte kein Bettler aus der Gegend. Auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauen, bildeten sie zu beiden Seiten des Weges zur Kirche knieend unter Gebet und Gesang Spalier. Die Enden nehmen die angesehensten ein. Sie erhielten die Gabe — meist eine Kupfermünze — und teilten sie unter die andern. Da aber die Einnahme nicht für die Person, sondern nach dem Ansehen der einzelnen ausgeteilt wurde, so kam es oft am Schlusse zu Schlägereien.

In damaliger Zeit wurden die Bettler nicht nur geduldet, sondern sogar gern gesehen. Einem Bettler eine Gabe zukommen zu lassen, rechnete man sich als großes Verdienst an. Sollte doch der Heiland selbst oft Bettlersgestalt angenommen haben, um die Menschen auf ihre Mildthätigkeit hin zu prüfen. Die Bettler befriedigten auch die Neugierde der Leute, indem sie Neuigkeiten erzählten. Außerdem vererbte sich unter ihnen manches Wissen über heilkräftige Mittel, wenngleich auch letztere mit dem Zopfe des Aberglaubens versehen waren. In jeder Not waren sie der Leute Helfer und Berater.

1. Bettler weiß Rat gegen Hexerei.

1. In Ciencisko waren in früherer Zeit, als die Wirte noch viele Schafe hielten, zwei Schäfer. Der eine derselben wohnte bei einem Wirte am Ende des Dorfes. In dem Stalle des Wirtes erschien regelmäßig eine Hexe und molk eine Kuh aus. Dadurch wurde die ganze Milch verdorben und ungenießbar. Eines Abends kam ein Bettler zu dem Wirte. Er traf die Leute gerade beim Abendbrot und erhielt auch saure Milch und Kartoffeln zum Essen. Er sah sich die Milch genauer an und fragte dann, weshalb sie verdorben sei. Die Leute wußten das selbst nicht und erzählten dem Bettler, daß die eine Kuh plötzlich so abgemagert sei, daß sie sich kaum auf den Beinen halten könne; jeden Morgen wäre sie ganz mit Schweiß bedeckt, auch wären die Zitzen immer noch naß, gerade als wenn eben jemand die Kuh gemolken hätte. Seit der Zeit sei die Milch

so schlecht geworden. Der Bettler wußte genug. Er sagte dem Wirt, daß dabei eine Hexe ihre Hände im Spiel habe, welche die Kuh melke, und er war bereit zu helfen. Er ließ die Wände des Stalles ringsherum mit Kreide, die am Feste der hl. drei Könige geweiht war, umschreiben; nur eine Luftöffnung unter dem Balken wurde freigelassen. Nun sollte der Schäfer einen tüchtigen Stock nehmen und einen Sack mit Asche bei sich haben und dann mit anderen Leuten im Stalle Nachtwache halten. Der Schäfer nahm zwei starke Männer, die ebenfalls mit Stöcken bewaffnet waren, und diese beschloßen zu wachen. Allein bald schliefen die zwei Männer ein, und auch der Schäfer versiel in einen Halbschlaf. Da hörte er plötzlich, wie die Kuh gemolken wurde; er wachte auf und sah bei dem Scheine der im Stalle matt brennenden Laterne die Hexe unter der Kuh sitzen und melken. Schnell nahm er eine Handvoll Asche und warf sie der Hexe in die Augen; dann faßte er sie am Arm und fing an, sie mit seinem Stocke zu prügeln. Sie jammerte aber bloß leise und zog sich nach der Wand zurück. Jetzt wurde der Mann müde und konnte nicht mehr schlagen, konnte aber auch durch alles Rufen die beiden Männer nicht erwecken. Mit einem Ruck befreite sich die Hexe und sprang in die Luftöffnung, um zu entfliehen. Der Schäfer faßte sie noch einmal, aber da biß sie ihm in den Arm, so daß er sie loslassen mußte. Jetzt erst erwachten die andern und sahen die Hexe noch entfliehen. Am andern Tage war eine Frau auf den Huben von Ciencisko auf den Tod krank. Sie soll die Hexe gewesen sein, aber melken ist sie nicht mehr gekommen.

2. In Szymborze wohnte eine Frau, welche eine Kuh besaß. Ihr verdarb die Milch so, daß sie ungenießbar wurde. Ein Bettler, den die Frau um Rat fragte, befahl ihr, einen Disch in den Stall zu tragen, auf denselben eine Lichtmeßkerze zu stellen und anzuzünden und dann um Mitternacht dort aus dem Gebetbuche zu beten; sie werde dann erfahren, woher es komme, daß die Milch immer verderbe. Die Frau tat es. Als es Mitternacht war, kam eine große schwarze Kage vom Boden herunter; ihr folgte eine zweite und dritte, und dann noch so viele, daß der Stall bald mit Kagen angefüllt war. Da nahm die Frau Reißaus. Am nächsten Morgen fand sie die Kerze in lauter Stücke gebissen.

3. In Plaszi lebte vor vielen Jahren ein Müllergeselle, zu dem in der Nacht stets Hexen in Gestalt schwarzer Katzen auf die Mühle kamen und hier einen großen Lärm verübten. Auf diese Weise wurde der Geselle immer aus der Mühle vertrieben. Da kam einst ein Bettler auf die Mühle, den fragte der Geselle um Rat. Der Bettler riet ihm Folgendes: Er solle mit Kreide, die am Feste der hl. drei Könige geweiht sei, einen Kreis machen und sich in denselben stellen. Der Geselle that dies. Dazu bewaffnete er sich mit einem Beile und wartete, bis Mitternacht kam. Da stiegen Katzen die Treppe herauf und kamen auf ihn zu; doch den Kreis konnten sie nicht überschreiten, sie blieben vor demselben stehen und machten Skandal. Eine der Katzen aber streckte die Pfote über den Strich. Schnell schlug der Müllergeselle zu und hieb ihr die Pfote ab. Da stob die ganze Schar auseinander. Am andern Morgen lag an Stelle der Katzenpfote eine Menschenhand da. Als nun bald darauf der Geselle seine im Dorfe wohnende Braut besuchen wollte, wurde ihm gesagt, daß diese auf unerklärliche Weise eine Hand verloren hätte und deshalb krank liege. Nun wußte er genug. Seit der Zeit aber hat er keine Hexenbesuche mehr gehabt.

4. Einer Wirtin wollten die Hühner keine Eier legen, und sie konnte deshalb, wenn Besuch kam, ihren Gästen die in Kujawien übliche Speise, gebratene Eier mit Bratwurst, nicht vorsehen. Das verdroß sie sehr, und sie ging deshalb zu ihrer Nachbarin und fragte die, was da zu tun wäre. Die Nachbarin aber war eine Hexe und wußte sogleich Rat. Sie gab der Wirtin ein kleines Butterbrot, das sollte sie in Gegenwart des Wirtes und des Knechtes den Hühnern vorwerfen. Die Wirtin kommt nun nach Hause, und da sie den Leuten erst das Mittagbrot zu kochen hatte, legte sie das Butterbrot auf den Tisch. Inzwischen ging sie auf einen Augenblick auf den Hof. Da kam der Knecht herein; er sah das Brot, und in der Meinung, daß es für ihn bestimmt sei, nahm er es und aß es auf. Die Frau war wütend darüber, sagte aber sonst nichts. Am Nachmittage war der Wirt mit dem Knecht auf dem Felde. Er wunderte sich darüber, daß der Knecht immer wieder nach der Scheune eilte und sich dort einige Augenblicke aufhielt. Schließlich wurde ihm die Sache doch zu bunt, und er fragte den Knecht, was denn das Laufen bedeuten solle; der Knecht

wurde schamrot und wollte nichts sagen. Als das Laufen auch den nächsten Tag fortbauerte, folgte der Wirt dem schon abgemagerten Knecht in die Scheune. Der Knecht schwang sich auf einen Balken und stieg auf den Heuboden, der Wirt ihm nach. Da fand er denn den Knecht in einem Neste sitzen, in welchem vier Mandeln Eier lagen. Zur Rede gestellt, erzählte derselbe, daß ihm das Butterbrot, welches er gestern heimlich aufgeessen, das angetan haben müsse. Der Wirt nahm nun seine Frau beim Schopfe, und von ihr erfuhr er, daß die Nachbarin das Brot für die Hühner zubereitet hatte. Jetzt wurde ein Bettler um Rat gefragt, und dieser befahl dem Knechte, mit den Eiern alle Fensterscheiben bei der Nachbarin einzuwerfen. So mußte diese selbst kommen. Sie gab dem Knecht ein zweites Butterbrot ein, und nun legte er keine Eier mehr.

II. Bettler vertreibt den Spuk.

1. In Kujawien lebte ein Wirt, der nicht gerade arm, aber sehr geizig war. Von seinem eigenen Tabak schnupfte er wenig, dagegen nahm er von jedem, der ihm nur reichte. Er hatte aber keine Ruhe im Grabe, sondern spukte in seiner Kammer herum. Oft trieb er es so arg, daß niemand im Hause bleiben konnte. Davon hörte ein Bettler, und der beschloß, den Geist zu bannen. Er blieb die Nacht in der Kammer. Als nun der Geist kam, sagte er eine Zaubersformel, so daß der Geist ihm Rede und Antwort stehen mußte. Der Geist erzählte, daß er bei Lebzeiten auf unrechtmäßige Weise für 12 Tymph Tabak geschnupft habe, indem er von allen genommen, aber niemand wieder etwas gegeben habe. Jetzt könne er nicht selig werden, es sei denn, daß seine Witwe noch einmal einen Begräbnisschmaus ausrichte und dabei von den Gästen für die angegebene Summe Tabak ausschnupfen lasse. Die Witwe erfuhr das und tat, wie ihr befohlen war. Und als der Tabak aus war, da trat bei hellem Tage der Geist in die Stube, dankte den Anwesenden für seine Erlösung und verschwand auf immer.

2. In Chelmiczki stand ein Haus, in dem es nicht geheuer war, denn ein Geist spukte dort herum. Sobald die Dämmerung eingetreten war, kam er sicher, um allerhand Unfug zu treiben. War Feuer auf dem Herd, so nahm er Wasser und

goß es hinein; die Lampen erloschen stets, wenn er durch Gerassel seine Ankunft verkündigte. Der Familie, die in dem Hause wohnte, ging schließlich die Geduld aus. Da kam ein Bettler und riet dem Manne, er solle einen alten Besen zwischen die Thür klemmen. Dieser habe selbst eine Seele und ließe einen Geist nicht hinein. Der Mann tat es, und als nun der Geist kam, konnte er nicht hinein. Er ging aber auf den Boden, machte dort großes Geräusch und warf alles durcheinander. Der Mann war zufrieden, daß er wenigstens in der Stube unbehelligt blieb. Am Morgen ging die Frau nach draußen, und dabei fiel der Besen heraus. Gleich war der Geist in der Stube, nahm einen Eimer Wasser und goß es ins Feuer; dann machte er sich daran, die Küchengeräte zu zerbrechen. Das war dem Manne denn doch zu viel. Er fing an zu fluchen und fluchte, was er nur fluchen konnte. Da lief der Geist auf den Boden und verschwand dann auf Nimmerwiedersehen.

III. Bettler ertheilt Rat gegen die Podziomki.

1. Unter der Erde sollen kleine Leute wohnen, welche man in Kujawien Podziomki d. i. Unterirdische nennt. Weil sie im Aussterben begriffen sind, suchen sie ein Kind von unserer Rasse zu stehlen und anzuziehen. Hinter dem Kaminherd haben sie eine Öffnung, durch welche sie in die Stube schlüpfen können. Treffen sie dort ein neugebornes Kind an, so nehmen sie es mit sich.

Zu Chelmce wohnte vor vielen Jahren ein Wirt, dessen Frau im Wochenbette lag. Der kleine Sohn schlief in der Wiege. Sonst war kein Mensch in der Stube. Da krochen auf einmal die kleinen Leute aus der Öffnung hinter dem Herd hervor, Männlein und Weiblein, und umstellten die Wiege. Weil das Kind schlief, wollten sie warten, bis es erwachte. Zum Zeitvertreib holten sie eine Kanne mit Wein, stellten sie auf einen Schemel und fingen an, um denselben zu tanzen, indem sie dazu das bekannte kujawische Liedlein sangen:

Tap, tup, tup po podłozie,

Unikała nózka nodze,

A koryszek koryszkowi,

A dziewula chłopolowi. *)

*) Tapp, tupp, tupp auf dem Fußboden,

Es weicht das Füßchen dem Fuße,

Der Absatz dem andern,

Das Mädcl dem Männlein.

Die Frau, die noch krank war, konnte sich vor Schreck kaum rühren. Da aber kam der Wirt, der auf dem Hofe beschäftigt gewesen war und das Geräusch aus der Stube gehört hatte, herein. Plötzlich verschwanden die kleinen Wesen und ließen die Kanne mit Wein stehen. Seit der Zeit trug die Frau auf den Rat einer Bettlerin eine Haube im Wochenbett, denn eine solche sollen die Zwerge nicht vertragen können.

Einmal wurde eine Magd von einem Podziomek als Patin eingeladen. Als diese nämlich eines Tages in der Küche beschäftigt war, kam hinter dem Kamin ein Podziomek hervor und fragte sie an, ob sie nicht einen kleinen Podziomek über die Taufe halten wolle. Sie bejahte dies. Da befahl ihr der Zwerg, hinterrücks nach dem Kamin zu gehen. Sie gelangte so in einen Gang, der sie unter die Erde brachte. Sie kam in ein zierlich ausgestattetes Gemach, in welchem die Zwerge wohnten. Hier hielt sie mit einem Zwerg einen kleinen Weltbürger zur Taufe. Als dies geschehen war, schickte sie sich zum Weggehen an. Doch die Zwerge wollten sie noch beschenken. Derjenige, welcher sie eingeladen hatte, nahm einen Besen, legte das Gemüll zusammen und schüttete es ihr in die Schürze. Die Magd wollte aufschauen über dieses Geschenk, doch bedankte sie sich dafür und gelangte rückwärts gehend wieder an das Tageslicht. In der Schürze war es ihr immer schwerer geworden, und als sie oben nachsah, fand sie lauter Gold darin.*)

2. In Hochkirch nahmen die Podziomki wirklich ein Kind aus der Wiege. Dafür legte sich ein alter Zwerg in dieselbe. Zu erkennen war er nicht, da er nicht größer als das Kind war. Zum großen Staunen der Eltern entwickelte er einen ungeheuren Appetit, aber obgleich er schon sieben Jahre in der Wiege lag, konnte er doch nicht gehen und behielt immer dieselbe Größe. Das ärgerte besonders die Mutter, der es auch oft auffiel, daß die Töpfe stets geleert waren, wenn sie hausabwesend war. Da kam eines Tages ein Bettler ins Haus, dem klagte die Frau ihre Not, und er wußte Rat. Er befahl der Frau, alte Stiefelschäfte über das Feuer zu stellen und dann durch das Schlüsseloch zu

*) Zwergsagen sind den slavischen Völkern fremd. Da Rußland zahlreiche deutsche Ansiedelungen besitzt, so ist anzunehmen, daß die hier erzählten Zwergsagen dem deutschen Sagenschatz entnommen sind. Diese Annahme wird auch durch den Namen „Podziomek“, eine Uebersetzung des in Pommern bekannten Zwergnamens „Unterirdisches“, gerechtfertigt. In andern Teilen Polens heißen die Zwerge poln. Kraśnoludki.

schauen. Die Frau brauchte nicht lange zu warten, denn bald stand ihr falscher Sohn auf, ging an den Herd und langte in den Topf hinein. Als er die Stiefelschäfte ergriff, fluchte er und sagte: „Zweiundvierzig Jahre bin ich alt, aber so was ist mir noch nicht passiert!“ Da nahm die Frau eine Rute, hieb ihn wund und warf ihn hinter den Zaun. Am andern Morgen fand sie an derselben Stelle ihren schon erwachsenen Sohn eben so zerschlagen liegen. Der Zwerg war nicht mehr aufzufinden.

IV. Bettler und Krankheiten.

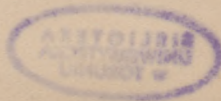
1. Die fallende Sucht.

Mittel gegen die fallende Sucht oder Epilepsie werden vom Volke viele angegeben. So soll derjenige, der an dieser Krankheit leidet, einen andern, der von ihr nichts weiß, in den Herzfinger der rechten Hand stechen, so daß Blut herauskommt. Das beste Mittel soll aber sein, das Hemde von einem solchen Kranken in zwei Stücke zu zerreißen und dieselben auf ein Heiligenstandbild zu hängen.

Ein Bettler litt an dieser Krankheit und hängte sein Hemd auf der Bozemenke bei Bozejewice auf. Ein Arbeiter kam vom Felde gefahren. Die Sache kam ihm lächerlich vor; er hieb mit der Peitsche nach dem Hemd und sagte: „Dummer Kerl, könnte das Hemd auch wo anders hinhängen!“ Sobald er aber nach Hause kam, verfiel er in Krämpfe; er hatte die Epilepsie, und diese ergriff ihn so stark, daß man ihn nach drei Tagen zu Grabe trug.

2. Der böse Blick.

Wenn ein Kind 24 Stunden lang keine Brust bekommt und dann wieder gesäugt wird, so bekommt es den bösen Blick, poln. przyrok. Alles, was von diesem Blick getroffen wird, wird krank. Der Mensch bekommt Fieber und Kopfschmerz. Tiere, welche von dem bösen Blick getroffen werden, müssen sterben. Mittel gegen die durch bösen Blick verursachten Krankheiten werden verschiedene angegeben. So soll man sein Hemde nehmen und dreimal die Stirn damit reiben, oder man legt ins Wasser Holzkohle und trinkt dann das Wasser. Das hilft gewiß. Jungen Gänsen und Enten legen die Frauen beim ersten Gang ins Freie Kampher ins Wasser und stecken ihnen den am Charfamtstag geweihten Pfeffer in den Schnabel. Solche Tiere bleiben von dem bösen



Blick der Nachbarn verschont. Verkauft man Milch, so soll man etwas Salz in dieselbe streuen, das hilft gegen den bösen Blick.

Ein Mann fuhr einmal von Königsbrunn nach Strelno. Da fing sein Pferd auf einmal an zu zittern und wäre gestorben, wenn nicht ein Bettler dazu gekommen wäre. Dieser zog seinen Stiefel aus, nahm den Strohwisch aus demselben und rieb damit das Pferd tüchtig ab. Und das Pferd wurde gesund. Man kann auch eine getragene Schürze dazu nehmen. Auch der Friedlos (Lysimachia, eine Pflanze) soll ein gutes Mittel gegen diese Krankheit sein.

Ein mit dem bösen Blick behafteter Mensch soll zuerst den Nagel seines Fingers und dann erst den Menschen oder das Tier ansehen. Dann schadet er nicht.

C. Handwerksgefallen.

Eine Gegend wie Kujawien, in der vor Jahren außer der Müllerei nur noch selten ein anderes Gewerbe vertreten war, wurde auch nur von solchen Gesellen durchreist, die weniger auf Arbeit, als vielmehr auf Abenteuer ausgingen. Und die Zahl derer soll nicht gering gewesen sein. Wegen der vielen dummen Streiche, die sie aus Uebermut und mit außerordentlicher Geschicklichkeit auszuführen verstanden, waren sie beim Volke wenig beliebt; sie standen auch in dem üblen Rufe, zaubern zu können. Aus Furcht davor und um sie los zu werden, gab man ihnen, was sie verlangten.

Auch Twardowski, der Faust der Polen, soll ein solcher wandernder Zauberer gewesen sein. Die Gesellen sollen zwei Münzen bei sich geführt haben: die Glücks- oder Teufelsmünze, die immer zu ihnen zurückkehrte, und die Unglücksmünze, die sie irgendwo hinlegten und die alsdann dem Finder das Geld hinausführte.

I. Zaubernde Gesellen.

1. In früherer Zeit sollen wandernde Gesellen im Besitz von Zauberkräften gewesen sein. So wird von Müllergefellen erzählt, daß sie die Mühlsteine herunterbringen konnten, wenn sie beim Vorsprechen kein Geld bekamen. Alsdann folgte ihnen der

Mühlstein die Treppe herunter bis an die nächste Grenze. Hier präsentierten sie dem Stein das Achteck, und er fiel hin und konnte nur mit großer Mühe wieder an seine Stelle zurückgebracht werden. Der Geselle aber ging von bannen. Natürlich kam es auch oft vor, daß sie auf keinen Dummen trafen. Wenn der herbeieilende Müller dieselbe Kunst verstand und noch zur rechten Zeit ankam, ehe der Stein die Grenze berührte, so mußte der Geselle den Stein wieder zurückschaffen.

2. Vor der Kirche in Ostrowo am Goplosee standen eines Sonntags vor der Messe die Bauern aus der Umgegend und sprachen mit einander. Ein Schäferjunge trieb seine Schafe an der Kirche vorbei. Hinter ihm kam ein Wanderbursche daher. Als dieser an die Schafe herangekommen war, pfiß er. Da liefen die Schafe wie wild auseinander, das eine hierhin, das andere dorthin. Der Knabe schrie und heulte und konnte seiner Tiere nicht Herr werden. Durch das Schreien wurde der alte Schäfer herbeigelockt. Als dieser die Verwirrung sah, zog er seinen Pelz aus, legte ihn mit den Haaren nach oben auf die Erde und bearbeitete ihn mit seinem Stocke. Da kam auf einmal der Fremde, welcher gepfißen hatte, herbeigelaufen und bat den Schäfer, doch nicht mehr auf den Pelz zu hauen, weil ihm das weh tue. Der Schäfer hielt mit dem Prügeln an und befahl dem Fremden, die Schafe wieder zusammenzubringen. Da pfiß dieser zum zweiten Mal, und die Schafe fanden sich gleich wieder alle zusammen. *)

3. In Jezyce kam einst ein Kutscher aus Rußland mit einem vierspännigen Wagen an und hielt vor dem Gasthause still, um ein Glas Bier zu trinken. Als er nach kurzer Zeit weiterfahren wollte, wollten die Pferde nicht losgehen. Doch der Kutscher wußte sich Rat. Er lief in das Gasthaus zurück und kaufte sich ein Glas Bier, bezahlte aber auch das Glas mit. Dann kam er und warf das Glas gegen das Deichselende. Da kam plötzlich ein Wanderbursche aus der Menge der Zuschauer auf ihn zu und bat ihn einzuhalten, da ihm sonst sein Schädel platze. Und die Pferde gingen jetzt wieder wie früher.

4. Ein Wirt aus der Umgegend von Hohensalza besuchte einmal den Jahrmarkt in dieser Stadt. Als er nach Hause fahren wollte, wollten die Pferde nicht gehen. Alle Bemühungen,

*) Bergl. Blätter für pommerische Volkskunde X, 153.

sie zum Gehen zu bringen, waren erfolglos, und es hatte den Anschein, als ob ein Unsichtbarer vor den Pferden stände und sie festhielte. Auch von den Leuten, die herumstanden, wußte niemand Rat. Da kam ein Eckensteher vorüber, der sah des Bauern Bemühungen. Er ließ sich ein Beil geben und schlug damit auf das Deichselende. Bald kam mit großem Geschrei ein Mann dahergerannt, der bat den Eckensteher, doch mit dem Schlagen einzuhalten, da er mit jedem Beilhiebe seinen Kopf treffe. Sogleich fingen nun die Pferde an zu gehen.

5. Einst saßen die Schnitter des Gutes Bozejewice beim Vesper. Sie hatten kein Trinkwasser und die Hitze war groß. Da kam ein Wanderburche dahergegangen, und dieser erbot sich, für alle Bier zu besorgen. Er nahm ein Messer und schnitt aus dem Rasen ein viereckiges Stück heraus. Und siehe da, das beste Bier sprudelte aus der Oeffnung. Er trank und wollte nun auch die Arbeiter trinken lassen, doch keiner wagte sich heran. Nur einer war verwegen genug, von dem Bier zu trinken. Als er aber getrunken hatte, sah er in das Loch hinein, und da sah er lauter Kofäpfel in dem Bier schwimmen. Er spuckte aus, will aber doch auf die Aufforderung des Fremden hin noch einmal trinken. Da sieht er lauter Schlangen und Würmer in dem Bier. In demselben Augenblick kam der Verwalter des Gutes, der es mit dem Bösen gehalten haben soll, herangesprengt und rief dem Wanderer schon von weitem zu: „Was hast Du gemacht? Mein ganzes Bier ist aus dem Keller verschwunden.“ Da nahm der Fremde das Rasenstück und deckte die Oeffnung schnell wieder zu. Das Bier war weg, und als nun die andern Arbeiter, welche zuerst verdutzt dagestanden hatten, auch trinken wollten, konnten sie die Stelle nicht mehr finden, wo die Oeffnung gewesen war.

II. Die Glücks- oder Teufelsmünze.

1. Kujawien ist reich an Weizenboden. Jetzt wird das Getreide in der nächsten Stadt von Händlern aufgekauft. Nicht so früher, da mußten die Wirte mit ihrem Korn nach Bromberg fahren. In der Regel fuhren dann mehrere zusammen, und ebenso geschah es bei der Rückreise. Einmal blieb ein Wirt etwas zurück, so daß er allein nach Hause fahren mußte. Da er für das Geld, welches ihm das Getreide eingebracht hatte, Verschiedenes eingekauft hatte, so waren ihm nur wenige Gulden in der Tasche

geblieben, und nachdem er noch in mehreren Gasthäusern gegessen und getrunken hatte, besaß er jetzt keinen Groschen mehr. Nachdenklich fuhr er nach Hause und kam bei einem großen Steinhäufen vorbei, der am Wege lag. Er sah nach dem Häufen hin und bemerkte auf einem Steine ein Halbguldenstück liegen. Froh über diesen Fund, stieg er vom Wagen und steckte es ein. Bald kam er an einem Gasthause vorbei. Er hielt an und ließ sich etwas zu essen geben, wofür er das Halbguldenstück hingab. Einige Groschen bekam er noch heraus. Nach kurzem kam er abermals an ein Gasthaus, und auch hier hielt er an. Wie erstaunte er aber, als er die Tasche griff und das volle Halbguldenstück wieder vorfand. Er ließ sich wieder zu essen und zu trinken geben und gab abermals das gefundene Geldstück dafür. Als er weiter fuhr, fand sich dasselbe wieder in seiner Tasche vor. Jetzt merkte der Wirt, das der Teufel mit dem Gelde sein Spiel treibe, und desselben überdrüssig, suchte er sich seiner zu entledigen, aber als er nach Hause kam, fand er es wieder in seiner Tasche vor. Am Ende warf er es ins Feuer, dann ins Wasser, aber alles half nichts: er mochte damit tun, was er wollte, immer wieder kehrte es zu ihm zurück. Zuletzt riet man ihm, das Geldstück wieder an die Fundstelle zu tragen. Und das tat er auch; er fand den Stein wieder und legte das Geldstück darauf. Seit der Zeit hatte er Ruhe, und das Halbguldenstück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Wahrscheinlich hatte es ein anderer gefunden und mitgenommen.

2. Vor Jahren lebte in Hohensalza eine Handelsfrau, die im Besitze einer Teufelsmünze war. Sie handelte mit Gänsen. Eines Tages kaufte sie von einer Wirtin aus der Umgegend eine Gans und gab ihr dafür einen schmutzigen Taler. Nichts Böses ahnend, steckte die Wirtin den Taler ein. Als sie aber kurz darauf etwas bezahlen wollte und den Taler suchte, war er verschwunden. Das nächste Mal wollte die Handelsfrau wieder eine Gans von ihr kaufen und reichte ihr denselben Taler hin. Die Wirtin aber verweigerte die Annahme desselben und sagte der Frau ins Gesicht, daß der Taler eine Teufelsmünze sei. Da wurde die Handelsfrau feuerrot im Gesicht, wandte sich um und verschwand schnell unter der Menge.

3. Ein Soldat aus Rujawien stahl einem seiner Kameraden einen Taler. Derselbe war eine Teufelsmünze und kehrte immer

zu ihm zurück, wenn er denselben verausgabte. Eine Zeitlang ließ er sich das auch gefallen und lebte alle Tage in Saus und Braus. Aber zuletzt wurde ihm die Sache über; er ging zur Beichte und fragte den Geislichen um Rat. Dieser befahl ihm, den Taler in den Zipfel ein es neuen Tuches zu binden und das Tuch so in die Tasche zu stecken, daß die eine Hälfte herausragte. Der Soldat befolgte den Rat. Im Gedränge wurde ihm das Tuch mit dem Taler gestohlen, und seit der Zeit hatte er Ruhe.

III. Die Unglücksmünze.

Früher, als man noch keine Eisenbahn hatte, fuhren die Wirte aus Kujawien ihr Getreide nach Bromberg. So waren einst auch zwei Bayern aus Königsbrunn nach Bromberg gefahren und vor der Stadt in einem Gasthause, das den Namen Stryczek führte, eingekehrt, um etwas zu essen. Beim Absteigen vom Wagen fand der eine eine alte Münze. Er wollte sie wegwerfen, aber der andere griff darnach und nahm sie für sich, wie er sagte, zum Glück, und legte sie zu seinem andern Gelde in den Beutel. Als sie nun nach Bromberg gekommen waren, holte er seinen Geldbeutel wieder hervor, um etwas zu bezahlen, allein weder die Münze war darin, noch sein Geld. Offenbar war die Münze eine Unglücksmünze und hatte alles Geld hinausgeführt.

IV. Twardowski.

1. Vor vielen Jahren lebte in Großpolen ein unstät umherziehender Edelmann, mit Namen Twardowski. Er hatte mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, und der Teufel mußte ihm dafür dienen und alles verrichten, was ihm in den Sinn kam. Dieser Twardowski soll in Kujawien geboren sein, und hier hielt er sich auch meistens auf. Wunderdinge werden von ihm erzählt. Einmal befahl er dem Teufel, eine Brücke aus Korbstöpseln über den Goplosee zu bauen. In einen vierspännigen Wagen fuhr er alsdann über dieselbe. Natürlich mußte der Teufel sich bei dem Bau der langen Brücke sehr beilen, sonst hätte er Twardowski den mit Blut unterschriebenen Vertrag zurückgeben müssen und hätte seine Seele nicht erhalten. Uebrigens glaubte sich Twardowski vor diesem Schicksal sicher, denn nur in Rom durften ihn die Teufel nehmen, und nach Rom in Italien zu reisen, fiel ihm gar nicht ein. Er dachte aber nicht daran, daß es auch in

Großpolen ein Rom gab. So fuhr er einmal nach Zuin und kehrte, wie gewöhnlich, in einem Gasthause am Wege ein. Plötzlich kam die Wirtin bestürzt in die Gaststube herein und erzählte, daß auf dem Dache des Gasthauses Tausende von Raben säßen. Da nahm Twardowski, der sofort die Gefahr erkannt hatte, in der er sich befand, schnell ein in der Wiege liegendes Kind auf den Schoß und wartete nun der Dinge, die da kommen würden. Es dauerte nicht lange, da klopfte es an die Thür, und auf sein „Herein“ öffnete sich die Thür, und die Teufel füllten die ganze Stube an. Da Twardowski nicht gehen wollte und die Teufel ihm wegen des Kindes, das er auf dem Schoß hielt, nichts anhaben konnten, so entstand zwischen ihnen ein Wortgefecht. Twardowski hielt dem Teufel seine Wortbrüchigkeit vor, der aber klärte ihn über die Sachlage auf. Jetzt erst erfuhr er, daß das Gasthaus Rom heiße. Aber gehen wollte er trotzdem nicht. Doch der Teufel mahnte ihn an sein gegebenes Wort, und da Twardowski ein Edelmann war, so entschloß er sich, mit dem Teufel zur Hölle zu fahren. Er nahm den Teufeln das Versprechen ab, daß bei seiner Höllensfahrt auf Erden kein Schaden entstehe, und legte dann das Kind hin. Ein Wirbelwind, und Twardowski war mit den höllischen Geistern verschwunden. Aber die Höllensfahrt dauerte lange, und Twardowski überkam ob seines verfehlten Lebens bittere Reue. Sein letzter Trost war die Mutter Gottes. Ihr zu Ehren dichtete und sang er die Godzinki, Tagzeiten*.) Als er damit fertig war, stand er auch vor der Höllenspfote; aber wegen seiner Gefänge konnte er nicht in die Hölle hinein; er blieb draußen stehen, und so wird er auch ewig vor dem Höllentor stehen. Seit der Zeit aber sind die Godzinki im Gebrauch.

2. Twardowski entzweite sich einmal mit dem Teufel und verlangte seine Dienste nicht mehr. Deshalb wollte ihn der Teufel bei nächster Gelegenheit mit zur Hölle nehmen. Als Twardowski bald darauf in einem Gasthause einkehrte, fühlte er Hunger und verlangte etwas zu essen. Die Wirtin bot ihm eine Wurst an. Twardowski nahm sie an, wollte sie sich aber selbst kochen, was

*) Die Godzinki (Tagzeiten) sind eine Dichtung des poln. Dichters Kochanowski und bestehen aus kurzen Gebeten und Liedern, welche das Leben der Jungfrau Maria behandeln. Wegen der schönen volkstümlichen Melodie sind sie beim Volke beliebt und werden nicht nur in der Kirche, sondern auch zu Hause viel gesungen. Für ihre Beliebtheit zeugt auch die Sage über die Entstehung derselben.

ihm auch erlaubt wurde. Als er am Kamin saß und der kochenden Wurst im Topfe zusah, da rasselte es im Kamin, und herab fiel Twardowski's früherer Begleiter, der Teufel. Nach kurzem Gruß nahm er den Twardowski am Kragen, um mit ihm zur Hölle zu fahren. Weil der Teufel sein Opfer sicher wählte, so hatte er nichts dagegen, als ihn Twardowski um einen kleinen Aufschub bat, bis er seine Wurst verzehrt habe. Beim Essen fühlte Twardowski Mitleid mit dem mageren Teufel und bot ihm ein Stück der Wurst an. Allein der Teufel wollte nichts annehmen, auch das Ende mit dem Zipfel nicht. Als aber Twardowski mit dem Essen fertig war, fühlte er ungeheure Kraft in sich. Kurz entschlossen packte er den Teufel bei den Hörnern, und nach langem Ringen mußte dieser beschämt anerkennen, daß ihm Twardowski an Kraft überlegen war. „Schade um den Wurstzipfel,“ sagte zähneknirschend der Teufel, „darin saß die ganze Kraft.“

D. Räuber, Diebe und Zigeuner.

Räuberjagen sind in der Provinz nicht selten. In Kujawien, wo es früher mehr Wälder und viele Sümpfe gab, haben sich ebenfalls Räuber aufgehalten, und ihre Namen leben noch jetzt im Volke fort, so der des Räubers Madaj, *) Spochacz, **) Ghyda u. a. Waren sie mit dem Gesetz in Konflikt geraten, so flohen sie in ihre Verstecke und lebten vom Diebstahl. Gefährlich für Menschen wurden sie nur, wenn sie verfolgt wurden oder wenn sie sich rächen wollten.

Eine interessante Räuberjage, die mir von Herrn Prof. Knoop in Rogasen mitgeteilt wurde, mag an dieser Stelle Platz finden: Einst haben in dem Walde bei Welna (Kr. Obornik) sehr viele Räuber gewohnt, die ein Schrecken der ganzen Umgegend waren, denn fast in jeder Woche wurde ein Mann oder eine Frau von

*) Vergl. über diesen Wojcicki's Klechden, übersetzt von Levestam, S. 74 ff. und S. 87 ff. Zu der Erzählung des Wojcicki stimmt das von mir in den Hessischen Blättern für Volkskunde Bd. IV bereits veröffentlichte kujawische Märchen „Coreglo,“ in dem auch das mit Rasiermessern und Schwefelfeuer versehene Bett des Madaj erwähnt wird. Auch die bekannte deutsche Erzählung von der mutigen Müllerstochter ist in Kujawien bekannt; sie ist bereits abgedruckt im Rogasener Familienblatt VII S. 17 ff.

**) Vergl. Knoop's Sagenbuch S. 344.

ihnen ermordet. Die Polizei hat mehrmals versucht, ihren Schlupfwinkel aufzufinden, aber es gelang ihr nicht. Da ereignete es sich, daß die Räuber ein Mädchen aus Welna, welches in den Wald gegangen war, um Holz zu holen, ergriffen und mit sich in ihre Wohnung nahmen. Dieses mußte ihnen die Speisen zubereiten und für das Haus sorgen. Als sie schon mehrere Jahre bei ihnen gedient hatte, ließen die Räuber sie einmal, in der Meinung, sie könnten sich auf sie verlassen, in einer Nacht allein in der Höhle zurück. Doch sie hatten sich getäuscht, denn als sie fortgegangen waren, eilte das Mädchen so schnell wie möglich zu ihren Eltern nach Welna, nachdem sie vorher viele Schätze aus der Höhle herausgetragen und unter einer alten Eiche verscharrt hatte. Sogleich wurde das der Polizei gemeldet, und es dauerte nicht lange, da waren alle Räuber gefangen. Sie wurden alle mit dem Tode bestraft. Auch die Höhle, die nicht weit von der Jaratschmühle entfernt war, wurde aufgefunden. Nachdem man die eiserne Thür aufgemacht hatte, wurden viele Schätze in der Höhle gefunden. Zum Andenken an die Räuber wurde die eiserne Thür in eine Mauer des Schlosses zu Welna, das noch jetzt steht, eingemauert. Auch glauben viele Leute, die in der Nacht an der Stelle, wo einst die Räuberhöhle war, vorbeizugehen, Gespenster gesehen zu haben. Die Bewohner von Jaratsch erzählen, daß sie lange Zeit gehört haben, wie die Räuber nach ihrem Tode mit Beilen die Nester von der alten Eiche abgehauen haben, und sie meinen, daß dies die Strafe für ihre Verbrechen gewesen sei.

Als Raub- und Diebsgesindel galten auch die herumziehenden Zigeuner. Sorgfältig verschließt der Bauer das Thor, sobald ihre Ankunft ruckbar wird. Wenn eine Zigeunerin in das Haus eintritt, nehmen die Dorffrauen, um nicht behext zu werden, das rechte Ende ihrer Schürze in die Hand und halten den Zipfel so lange in derselben, bis die Zigeunerin das Zimmer verlassen hat. Dann ist die Macht der Zigeunerin geschwächt, und sie kann der Frau nichts Böses anhaben. Das Lügen der Zigeuner ist sprichwörtlich geworden, benennt doch das Volk in Kujawien diese Untugend nach ihnen: *cyganié lügen*, von *cygan* Zigeuner.

Daß der Glaube an die Zauberkrast der Zigeuner noch jetzt im Volke weit verbreitet ist, zeigt auch die folgende Erzählung: Vor einer ganzen Reihe von Jahren sollen sich in einem Wäldchen bei Kirchenpopowo Zigeuner mit ihren 50 Wagen nieder-

gelassen haben. Von hier wollten sie nicht wieder wegziehen, und sie blieben daselbst gegen zwei Monate. Da die Bewohner des Dorfes nicht mehr wußten, was sie machen sollten, denn sie wurden tagtäglich von der Bande bestohlen, so fuhr der Dorfschulze zum Bezirkskommissar nach Wongrowitz und fragte ihn, was man tun solle. Dieser riet ihm, die Bewohner sollten sich, so gut sie könnten, bewaffnen und die Zigeuner vertreiben. Die Leute folgten dem Rate und bewaffneten sich mit Heugabeln, Dreschflegeln und Stöcken und zogen unter der Leitung des Dorfschulzen zu dem Wäldchen. Da die Zigeuner sahen, daß sie einem so gut bewaffneten Haufen keinen Widerstand leisten konnten, zogen sie unter Verwünschungen und Flüchen ab. Seit jener Zeit soll jener Platz verwünscht sein. Die Leute erzählen, daß einem Bauern, der von jener Stelle Sand zum Bau eines Schweinestalles nahm, alle Schweine krepiereten. Einem anderen sollen die Pferde krepirt sein, weil er aus dem Wäldchen trockenes Laub geholt und es den Pferden untergestreut hatte.

I. Die Diebeskerze.

Diebe haben Diebeskerzen bei sich. Diese zünden sie an und löschen sie sogleich wieder aus. Dadurch verfällt alles im Umkreis dieser Stelle in tiefen Schlaf. Der Dieb kann dann stehlen, was ihm beliebt. Ein Müller hörte in der Nacht zwei Diebe sich bei der Mühle beratschlagen. Der eine von ihnen sollte die Kerze anzünden, der andere stehlen gehen. Bald verfiel er auf einige Augenblicke in tiefen Schlaf. Während dieser Zeit wurde er bestohlen.

II. Der gekörte Dieb.

Ein Stellmacher in Kujawien stahl überall, wo er nur konnte, Heu, denn er hatte eine Kuh, aber keine Wiese. In einer Nacht nun ging er auf eine Wiese, schnitt sich ein Bund Gras ab und wollte damit nach Hause. Plötzlich packte ihn jemand an dem Bunde und wollte ihn nicht loslassen. Der Stellmacher, der ein dreister Mann war, fing an zu fluchen und schimpfen; allein es half nichts, er wurde doch von dem Unbekannten festgehalten. Da wollte er die am Boden liegende Sense aufheben, um dem Fremden eins damit zu versetzen, aber als er sich bückte, konnte er sie nicht heben, so schwer war sie geworden. Er mußte daher das Grassbündel abwerfen und alles

liegen lassen. Erst am nächsten Morgen holte er Gras und Sense und brachte es nach Hause.

III. Der Spuk im Garten.

In einem Garten bei Strelno spukte es. Dem Besitzer des Gartens war das gar nicht unangenehm, besonders im Herbst, wenn das Obst reif war. Er war so wenigstens vor Dieben sicher. Doch einmal fanden sich im Dorfe drei Knechte zusammen, die an die erzählten Spukgeschichten nicht glaubten. Diese gingen nachts in den Garten, um sich Obst zu holen. Im Garten war alles still, und so gingen sie bis in die Mitte, wo ein schöner Apfelbaum mit reifen Äpfeln stand. Der eine von ihnen kletterte nun auf den Baum, während die beiden andern unten aufpaßten. Auf einmal stand der ganze Garten in Feuer. Als dies die beiden unten Stehenden merkten, liefen sie fort; der auf dem Baum Sitzende aber kümmerte sich nicht um das Licht, sondern pflückte ruhig seinen Sack voll Äpfel und kam erst herunter, nachdem das Feuer verschwunden war. Unten lud er den Sack auf den Rücken, aber da erschien ein schwarzer Mann in kurzem Anzug und viereckiger Mütze, packte an den Sack und suchte ihn dem Knecht vom Rücken zu zerren. Da stellte der Knecht den Sack auf die Erde und hob einen Stein auf, um ihn dem Manne ins Gesicht zu werfen, aber dieser verwandelte sich in dem Augenblicke in ein Pferd. Der Knecht lud nun den Sack wieder auf und ging weiter; das Pferd folgte ihm bis zum Zaun des Gartens. Hier wurde eine Schar Raben aus ihm, die mit großem Geschrei nach dem Hause des Besitzers flogen und in dem Schornstein verschwanden.

IV. Der Teufel holt einen Dieb.

Vor Jahren starb ein Arbeiter auf einem Gute und hinterließ eine Witwe mit mehreren Kindern. Damals brauchten die Gemeinden die Ortsarmen nicht zu unterhalten, und so riß bald Not und Elend in der Familie ein. Da die Frau keine Arbeit finden konnte, so ging sie in den Wald und suchte Schwämme zur Nahrung. Als sie nun einmal an einer Stelle im Walde das Moos wegscharrte, fand sie einen Kessel mit Gold, welchen sie mit nach Hause nahm. Ihre Kinder, welche die Schule besuchten, verrieten das Geheimnis anderen Kindern, und so erfuhr es auch der Lehrer des Ortes. Dieser beschloß, die Frau um ihr Geld zu bringen. In der Nacht verkleidete er sich als Geist,

ging an das Fenster der Frau und rief: „Gieb das Geld her, denn es gehört mir!“ Die Witwe aber tat es nicht. Am nächsten Abend kam er wieder. Jetzt wurde die Geschichte von dem Spuk im Dorfe ruchbar. Am Abend des dritten Tages kam ein Unbekannter und verlangte, von der Witwe die Nacht behalten zu werden. Als er von dem Spuk erfuhr, versprach er, denselben zu vertreiben. Er brauchte nicht lange zu warten, da klopfte der Spukgeist schon ans Fenster. Der Fremde ging hinaus, und als der Lehrer wieder sagte: „Das Geld her, es gehört mir!“ erwiderte jener: „Nein, es gehört mir.“ Und damit nahm er den Lehrer am Kragen, führte ihn in den Wald und erwürgte ihn. Es war der Leibhaftige selbst, der die Seele des Lehrers mit sich nahm.

V. Libera.

Einem herumziehenden jüdischen Händler in Kujawien wurde in einer Nacht seine ganze Habe gestohlen. Auf den Rat seines christlichen Freundes ging er zu dem Pfarrer und ließ eine Messe lesen. Am nächsten Morgen war er pünktlich in der Kirche und hörte andächtig der Messe zu. Er glaubte fest daran, daß ihm Gott in der Messe den Namen des Diebes sagen werde. So gegen die Mitte hörte er den Priester sagen: Sed libera et nos a malo, sondern erlöse uns von dem Uebel. Da der Mann nicht lateinisch verstand, deutete er sich die Worte dahin: Szedt Libera i niozł nie mało, es ging der Libera und trug nicht wenig. Der Libera aber war ein Arbeiter im Dorfe. Zu diesem lief nun der Händler hin und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er der Dieb sei. Der Libera glaubte sich verraten und gab den Diebstahl zu, und so erhielt der Händler seine Ware zurück.

VI. Madaj.

Der berühmte Räuber Madaj soll auch in Kujawien seine Schlupfwinkel gehabt und unter der Bevölkerung Furcht und Schrecken verbreitet haben. Nicht eines materiellen Vorteils wegen, sondern nur aus Lust am Quälen marterte und erschlug er die Menschen. Seine große Körpergestalt und sein häßliches Gesicht kennzeichnete seine Person, und wehe dem Menschen, der ihm im düsteren Kiefernwalde oder auf einem einsamen Steige begegnete, er war ein Kind des Todes. Seine Opfer pflanzte er in eine hölzerne Krippe, in der spitze Messer und Nägel aufgerichtet waren, zu legen und zu Tode zu martern. Waren die

Füße länger als diese Krippe, die vom Volke *sucha wanna* (trockene Wanne) oder auch *Madaja koze* (des Madaj Bett) genannt wurde, so schlug er sie mit einem Beile ab. Menschen von kleiner Körpergestalt suchte er länger zu machen, indem er sie zwischen zwei auseinandergebogene Bäume band. Schnellten diese nach dem Loslassen auseinander, so rissen sie den Menschen in Stücke.

Eines Tages fiel auch ein Geistlicher, welcher zum Bischof nach Kruschwitz wollte, dem Madaj in die Hände. Ohne viel Umstände mit ihm zu machen, wollte dieser ihn in die trockene Wanne legen. Aber der Priester zeigte keine Furcht, hielt dem Räuber eine Strafpredigt und malte ihm die Schrecken der Hölle in den grellsten Farben aus. Und der Räuber ging in sich. Er ließ nicht nur den Priester los, sondern begehrte auch zu beichten. Der Wunsch wurde erfüllt. Aber die Lossprechung konnte ihm der Priester nicht erteilen, denn seine Sünden gehörten zu den vorbehaltenen. Er mußte dazu erst vom Bischof die Erlaubnis einholen. Währenddessen sollte der Räuber Buße tun. Der Geistliche nahm die Keule, steckte sie in die Erde und befahl dem Räuber, bei dieser so lange zu knien, bis er zurückkommen werde.

In Kruschwitz holte der Priester die Erlaubnis des Bischofs ein; er hielt sich aber noch längere Zeit in der Stadt auf, und auf der Rückreise vergaß er ganz und gar des Räubers. Erst nach Jahren passierte er wieder denselben Weg. Als er auf die Stelle kam, wo er einstens mit dem Räuber zusammengetroffen war, roch es stark nach Äpfeln. Er sah in die Höhe und bemerkte am Wege einen Apfelbaum, welcher trotz der frühen Jahreszeit — es war Frühjahr — die schönsten Äpfel trug. Er wunderte sich nicht wenig darüber, und als er den Ort besser besichtigte, bemerkte er unter dem Baum die Leiche des Räubers in knieender Stellung. Erst jetzt erteilte er ihm die Lossprechung, und in demselben Augenblicke flogen die Äpfel in die Höhe und verschwanden seinen Blicken. Es waren dies nämlich die Seelen aller der durch den Räuber ermordeten Menschen. In demselben Augenblick zerfiel die Leiche zu Staub.

VII. Spohacz.

Als der Räuber Spohacz sich in den Wäldern um Strelno aufhielt, wurde er einmal von einem Arbeiter, dem er eine Ziege

gestohlen hatte, verraten und mußte aus Furcht vor der Gefangennahme in eine andere Gegend fliehen. Dafür rächte er sich an der Frau des Arbeiters nach Jahr und Tag auf folgende Weise: Er lauerte der Frau des Arbeiters, als diese nach der Stadt ging, auf, gab ihr eine Flasche und 6 Groschen und bat sie, ihm dafür Nägel und Essig zu kaufen. Die Frau kannte den Räuber persönlich nicht, und nichts Böses ahnend, brachte sie ihm das Gewünschte. Da nahm Epochacz die Nägel und schlug ihr diese in die Fußsohlen, begoß die Wunden mit Essig und ging davon.*)

VIII. Räuber Ghyda.

In den Wäldern um Strelno hielt sich vor Jahren ein Einbrecher auf, mit Namen Ghyda. Die Sage hat ihn zum Räuber gemacht. Er hatte oft einen Genossen bei sich, doch ist dieser weniger berühmt. Ghyda hatte seinen Schlupfwinkel im Dickicht des Waldes; derselbe konnte aber niemals aufgefunden werden. Durch seine Einbrüche machte er die ganze Gegend unsicher, doch gelang es den Leuten oft, ihm seinen Raub wieder abzunehmen. Oft war er auch von der Polizei gefangen worden, aber immer entkam er wieder. Zuletzt soll er in eine Zelle gesteckt worden sein, von deren Decke immerfort Wasser auf seinen Kopf tropfte. Diese Marter ertrug er nicht lange; er starb im Gefängnis.*) Seine Schätze sollen noch im Walde liegen.

Räuber Ghyda war ein Meister im Oeffnen von Schlössern. Die Schellen an seinen Fesseln sprangen auf, sobald er seine Handfläche daran hielt, und das hatte ihm auch immer zum Entspringen aus dem Gefängnis verholfen. Wie die Leute erzählen, hatte er bei seinen Einbrüchen immer drei Dinge bei sich: das Kräutlein der Schildkröte, das die Kraft hatte, alle Schlösser aufzuschließen, alle Fesseln zu lösen; er hatte es sich in die Handfläche einwachsen lassen, und nun war kein Schloß vor ihm sicher (vergl. erstes Bändchen: Volkstümliches aus der Tierwelt Nr. 387);

* Dasselbe wird auch von dem Räuber zu Strelno erzählt, s. S. 32. Ebenso läßt der schlesische Schinder-Hannes eine Botenfrau, mit der er sich in ein Gespräch eingelassen und die weiblich auf den schlechten Karl schilt, „ser'n Sechser Schuhzwecken“ mitbringen, die er ihr dann an einer gewissen Stelle einschlägt, s. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Heft V Nr. 5 S. 63.

***) Andere erzählen: Da Ghyda mit Hilfe des Krautes regelmäßig die Gefängnistür öffnete und entfloh, wurde er zuletzt in eine Zelle eingemauert. Diese war aber so eng, daß er darin nur stehen konnte; dazu tröpfelte von oben unaufhörlich Wasser herab. Auf diese Weise wurde er zu Tode gequält.

die Blüte des Farnkrautes,
die nur um 12 Uhr in der Johannisnacht erscheint und nur so
lange blüht, als die Glocken die Stunden verkünden. Dann fällt
sie ab. Dem glücklichen Jünder aber erschließt die Blume alles
Verborgene (vergl. Knoop's Sagenbuch S. 332, Zeitschrift des
naturwissenschaftlichen Vereins zu Posen, botanische Abteilung,
VII, 18 und IX, 14);

die Diebeskerze,
die Räuber und Diebe dadurch gewinnen, daß sie eine Frau, die
sich in gesegneten Umständen befindet, umbringen; sie nehmen
dann ein Bein von dem Fötus, und da diesen noch kein Licht
beschieden hat, so dient das Bein seinem Besitzer, aber auch nur
diesem, als Leuchte (vergl. Wojcicki's Klechden, übersetzt von
Levestam S. 88).

IX. Der Räuber zu Strelno.

1. Auf einem balkonartigen Vorsprung an der Frontseite
eines am Markte zu Strelno stehenden, einem Kaufmann ge-
hörenden Hauses befindet sich als Firmazeichen eine steinerne
Figur von etwa Mannesgröße, welche einen wild aussehenden,
halbnackten Mann vorstellt. Derselbe trägt auf dem Kopfe eine
Mütze mit Schild und in der Hand eine Keule, die über der
Schulter liegt. Der Vorgänger des jetzigen Kaufmannes hieß
Malachowski, und deshalb nennt das Volk die Figur „Zbójca
przed Małachowskim.“ Es sieht darin einen Mörder und Räuber,
der eine Keule auf der Schulter trägt. Derselbe soll, wie man
erzählt, in den Wäldern um Strelno gelebt haben. Kein Mensch
war vor ihm sicher. Er erschlug nicht nur die Vorübergehenden,
sondern marterte sie auch in furchtbarer Weise. Eine Frau, welche
ihn nicht kannte, ließ er für sich in der Stadt Nägel und Essig
kaufen. Als sie ihm das brachte, schlug er ihr die Nägel in die
Fußsohlen und begoß dann die Wunden mit Essig. Alle Ver-
suche, seiner habhaft zu werden, scheiterten, da man seine geheimen
Schlupfwinkel nicht kannte. Da fuhr eines Tages ein Schuster-
junge aus Strelno mit einem Schubkarren in den Wald, um
Holz zu holen. Er ging immer weiter in den Wald hinein und
kam schließlich zu der Höhle des Räubers. In derselben fand
er den Räuber schlafend. Er band ihn und brachte ihn nach
Strelno, wo er enthauptet wurde. Zum Andenken an die Be-
freiung der Stadt wurde die Gestalt des Räubers in Stein
gehauen und an der genannten Stelle aufgestellt.

Anderer erzählen wieder, der Räuber hätte dort seine Höhle gehabt, wo jetzt das Haus steht. Nach seinem Tode hätte man darin große Schätze aufgefunden und davon die Stadt Strelno aufgebaut.

Den Kindern der Umgegend von Strelno ist der Räuber wohlbekannt, sollen doch von ihm all die Süßigkeiten herrühren, welche sie vom Markte erhalten. Es wird aber auch den Kindern Angst gemacht, indem man ihnen sagt, sie müßten des Räubers Kniee küssen, wenn sie zum ersten Male in die Stadt kämen. *)

2. Nach einer anderen Ueberlieferung hatte der Junge eine Flasche mit Schnaps bei sich. Als er von dem Räuber gebunden und durchsucht wurde, kam auch die Flasche zum Vorschein. Der Räuber machte sich über den Schnaps her und lag halb betrunken am Boden. Da löste der Schusterjunge seine Fesseln, band damit den Räuber, legte ihn auf seinen Karren und fuhr der Stadt zu. Unterwegs jedoch wurde der Räuber nüchtern und machte Anstrengungen, die Fesseln zu zerreißen. Da nahm der Schusterjunge in seiner Angst sein Messer zur Hand und stach damit dem Räuber beide Augen aus. Ob der großen Schmerzen verfiel der Räuber in Ohnmacht, und so gelang es dem Jungen, glücklich die Stadt zu erreichen. Hier wurde der Räuber zum Tode verurtheilt. Vor seinem Ende wollte er noch den Jungen sprechen, und diese Bitte wurde ihm gewährt. Als ihm derselbe vorgeführt wurde, da streckte der Räuber seine Hand aus, und mit einem Griff zerdrückte er dem Jungen die Schädeldecke; so stark war er. Tot sank der Junge hin.

X. Der Mann mit dem Toten.

1. Von dem Dorfe Nradkwin führt ein Feldweg nach Strelno. Auf diesem soll, nicht weit von einem gemauerten Bildstock, welcher die Stelle eines alten Cholera kirchhofes bezeichnet, des Nachts oft ein Mann gesehen worden sein, der auf dem Rücken einen Toten ohne Kopf trägt. Den Kopf selbst soll er in der Hand halten. Die Leute erzählen, der Mann habe früher in Nradkwin gewohnt und auf jenem Wege einen Fremden ermordet. Die That kam bei Lebzeiten des Ermordeten nicht ans Licht, und deshalb wurde sein Geist dazu verurtheilt, den Ermordeten bis ans Ende der Welt auf dem Wege herumzutragen. Vor einigen Jahren ging in einer

*) Vergl. dazu D. Knoop, Volksagen aus Hinterpommern, S. 49. und Balt. Studien 41 S. 110 und 170.

Nacht ein Mann aus Nradkwin den Weg, als er plötzlich die Erscheinung erblickte. Da es ziemlich finster war, glaubte er, es sei ein Bekannter, und richtete von weitem eine Frage an ihn. Doch die Erscheinung warf ihm den Totenkopf zwischen die Füße und verschwand.

2. In einem Hause zu Nradkwin war es noch bis vor einigen Jahren nicht geheuer. Es spukte dort, so daß niemand in dem Hause zu wohnen vermochte. Sobald es finster wurde, tat sich die Stubentür auf, und ein schwarzer Mann, der auf dem Rücken einen Toten ohne Kopf trug, trat ein. Den Kopf hielt er in der Hand. Dann fing er an zu stöhnen und auf einer bestimmten Stelle des Fußbodens zu kratzen, oder er ging in der Stube auf und ab. So kam es, daß niemand länger als einige Wochen in dem Hause wohnen wollte; zuletzt wollte überhaupt niemand mehr hineinziehen. Da entschloß sich der Besitzer des Hauses, dem Treiben des Spukes ein Ende zu bereiten. Er schloß sich, als es Abend werden wollte, in die Stube ein. Da kam denn auch der Geist herein und fing wieder, wie gewöhnlich, auf dem Fußboden zu kratzen an. Der Mann faßte sich ein Herz und fragte den Spuk, was er wolle. Der Spuk antwortete ihm: „Ich habe vor 240 Jahren in diesem Hause einen Mann um des Geldes willen erschlagen. Beim Rauben fiel ein Geldstück zwischen die Dielen des Fußbodens, so daß ich es nicht bekommen konnte. Nun bin ich dazu verdammt, den Ermordeten so lange auf der Schulter zu tragen, bis sich jemand findet, der das Geldstück herausnimmt und in die Kirche trägt.“ Nach diesen Worten verschwand der Spuk. Am nächsten Morgen ließ der Besitzer die Diele an der bezeichneten Stelle aufreißen. Er fand da auch das Geldstück und warf es in der Kirche in den Gotteskasten. Seit der Zeit hat man von dem Spuk nichts mehr gehört.

XI. Mittel gegen das Täuschen der Zigeuner.

1. Die Leute sagen den Zigeunern nach, daß sie täuschen (kuj. omunić, poln. omanić) können. Wenn Zigeuner ins Haus kommen, so pflegen die Frauen den unteren Zipfel der Schürze oben hinter das Band an der rechten Seite zu stecken. Nun kann der Zigeuner nicht mehr täuschen. Tun die Frauen das nicht, so nimmt der Zigeuner, was ihm gefällt. Die Frau sieht das aber nicht, denn der Zigeuner täuscht. Alle Taschenspielerkünste

führen die Leute auf dies Täuschen zurück. Ein Mann verschluckte Messer. Die Leute sahen, daß er sie in den Mund steckte; er täuschte aber nur, denn in Wirklichkeit steckte er die Messer hinter die Halsbinde.

2. In Zerniki ging ein Zigeuner auf hoch aufgespanntem Seile. Ein Bauer fuhr vorbei. Dieser hatte ein Kleeblatt mit vier Nadeln unter die Zunge gesteckt. Das ist ein Mittel, welches gegen das Täuschen angewandt wird. Er sah nun, daß der Zigeuner nicht auf dem Seil, sondern auf der Erde ging, und rief der gaffenden Menge seine Beobachtung zu. Der Zigeuner, der dies ebenfalls hörte, ging zu dem Manne und sagte, daß sein Wagen brenne. Der Mann verliert in der Bestürzung das Kleeblatt, wendet sich um und sieht den Wagen in vollen Flammen stehen. Rasch fängt er an, den Wagen zu räumen. Da aber lacht der Zigeuner, und das Feuer erlischt, ohne eine Spur zu hinterlassen. So hatte der Zigeuner den Mann getäuscht.

E. Hexen, Teufel und Zmoras.

Auch Hexen, Teufel und Zmoras wollen wir zu dem fahrenden Volk rechnen, da auch diese Gestalten, wenngleich in anderer Weise, Fahrten unternehmen.

Wenn auch meist nur insgeheim, so hält doch das gewöhnliche Volk mit ganz besonderer Fähigkeit an dem Hexenglauben fest (vergl. Knoop, Posener Sagenbuch S. 77 ff.). Wenn die Johannisnacht kommt, in welcher die Hexen nach dem Volksglauben ihre erste Ausfahrt nach der Lysa góra, dem Blocksberg, unternehmen, dann stecken die Frauen grüne Zweige in die Dächer der Häuser, um den Hexen den Zutritt zu verwehren; dann hören sie auf, auf den Fluren heilkräftige Kräuter zu sammeln, weil mit der ersten Hexenfahrt alle Heilkräftigkeit schwindet; dann getrauen sie sich nicht, des Nachts bei den Hexenbergen vorbeizugehen, um ja nicht mit Hexen zusammenzutreffen. Man weiß in Kujawien auch genau, wie eine Frau oder ein Mädchen zu einer Hexe wird: sie wird mit dem Teufel vermählt. Eine alte Hexe führt nämlich die betreffende Kandidatin um Mitternacht auf eine Grenze. Dort wird aus einem Besen ein Ring gemacht; der Teufel erscheint, und nun traut die alte Hexe die Person dem

Teufel an. In meinem Heimatdorfe wurde mir folgende Sage erzählt: In früherer Zeit hielt nicht jeder Wirt seinen eigenen Hirten, sondern ein einziger Hirt hütete das Vieh des ganzen Dorfes. Nebenbei war wohl noch ein zweiter Hirt da, der die Schweine hütete. Die Wirte mußten das Vieh auf einen bestimmten Platz treiben lassen, wo der Hirt es in Empfang nahm. Nun hatte in einem Dorfe Kujawiens eine Wirtin ein sechsjähriges Töchterchen, das, wie viele ihresgleichen, das Vieh hintrieb. Als sie dies eines Tages wieder tat, traf sie die Magd des Nachbarn, welche die Schweine abgetrieben hatte. Diese Magd war eine Hexe. Sie nahm das Mädchen bei der Hand und führte es zu einer Grube, welche die Schweine aufgewühlt hatten. Hier lehrte sie die Kleine „das wurmstichige Gebet“ (robaczywy pacierz) und verheiratete sie mit dem Teufel, dem Jasiu. Am Abend legte sich das Mädchen schlafen. Bewundert hörten die Eltern in der Nacht, wie die Kleine mit jemand zankte. Anfangs lachten sie darüber; als sich aber das Sprechen und Zanken jede Nacht wiederholte, da bekamen sie Angst und fragten die Tochter aus. Und nun erzählte sie die ganze Begebenheit von dem schönen Gebete und dem Jasiu, mit dem sie verheiratet sei und der jede Nacht zu ihr komme. Die Mutter wußte gleich, woran sie war. Voll Betrübniß ging sie zu dem Probst und erzählte ihm alles. Der Probst ließ das Mädchen zu sich kommen, betete über ihr und versuchte, den Teufel auszutreiben, und er brachte denselben auch so weit, daß er im Hofe stehen mußte. Wenn nun der Probst das Mädchen fragte, ob es den Teufel sehe, so bejahte es; und wenn er weiter fragte, was der Teufel tue, so antwortete das Mädchen, daß er weine. Der Probst befahl ihr nun, sie solle auf den Teufel spucken und ihn mit dem Fuße wegstoßen; allein sie konnte es nicht, denn der Weinende tat ihr leid. Und so kehrte der Teufel wieder zu ihr zurück. Der Probst versuchte noch dreimal, den Teufel auszutreiben, aber jeder Versuch scheiterte an dem Mitleide des Mädchens. Die Eltern wußten sich keinen Rat. Zuletzt öffneten sie dem Mädchen die Adern, daß es sich verblutete, denn sie sagten, der Teufel werde es ja doch holen, und da möge er es lieber gleich haben.

☞ Nicht immer aber gelingt die Vermählung. Eine Hexe wollte ein kleines Mädchen zur Hexe machen. Sie führte dasselbe um

Mitternacht auf eine Grenze, stellte einen Topf hin, in welchem der Teufel saß, und sagte zu dem Mädchen: „Glaubst du an den Topf?“ Hätte das Mädchen ja gesagt, so wäre es eine Hexe geworden; aber die Kleine war nicht dumm und sagte: „Mach dir was in den Topf!“ Da trieb die Hexe sie weg.

Von der Hexe darf man nichts Böses sagen, weil sie alles durch den Teufel erfährt, und sie rächt sich dann. Nur am Weihnachtstage kann sie nichts erfahren. Darum sagen die Leute, wenn einer Hexe Böses nachgesagt wird: W Boze narodzenie i w kazdy dzien d. h. am Weihnachtstage und jeden Tag. Dann erfährt die Hexe nichts (vergl. Sagenbuch S. 84 und 88). Einmal war in Kujawien ein Gastwirt, dessen Frau eine Hexe war. Ein Mann, der in dem Gasthause ein Glas Bier trank, kam der Frau grob, und sie beschloß, ihn zu bestrafen. Er erkrankte. In seiner Krankheit sah er die Frau immer neben sich; sie peitschte ihn mit Ruten. Er bat und flehte, aber nichts half. Er rief auch Leute zur Hülfe herbei, diese aber sahen nichts. Zuletzt wurde er von der Hexe zu Tode gequält.

Auf den Cienciskoer Huben soll sich vor Jahren eine Hexe aufgehalten haben, vor der niemand sicher war. Man wußte lange nicht, daß die Frau eine Hexe war, und erst bei einer Hochzeit erfuhr man es. Bei dem üblichen Behauben (oczepiny) der jungen Frau war auch jene Frau beschäftigt, und ebenso war ein Mann aus dem Dorfe zugegen, der Späße liebte und deshalb die Frau neckte. Unter anderem sagte er ihr auch, er wolle auf der nächsten Hochzeit mit ihr tanzen. Sie aber erwiderte ihm, sie wolle ihn vor der nächsten Hochzeit so behauben, daß es ihm nicht möglich sein solle, sich zu zeigen. Er lachte aber dazu. Nicht lange darnach war eine Hochzeit, und der Mann wurde auch geladen. Doch zwei Tage vorher wurde er krank und bekam einen ungeheuren Weichselzopf. Den hatte ihm die Hexe angetan, und er konnte nun die Hochzeit nicht besuchen.

Der Weichselzopf erscheint nach dem Volksglauben geradezu als das gewöhnliche Strafmittel der Hexen. Doch können die Hexen, wie manche sagen, nur indirekt behexen, indem sie zuerst eine Stelle des Weges oder einen Gegenstand behexen. Kommt nun ein Mensch damit in Berührung, so ist er behext; er wird krank und bekommt den Weichselzopf. Um sich vor ihm zu schützen, soll man sich neunmal bekreuzen. Doch gibt es auch manche

andere Mittel gegen die Bosheit der Hexen. In Ciencisko lebte ein Wirt, dem seine Frau als Hexe verdächtig vorkam. Sie konnte ihm jedoch nichts eingeben, denn vor jedem Essen und Trinken sagte er die Worte:

Rysy Marysy,
wykaz, djabte łysy

d. i. Rysy Marysy (Teufelsnamen?), geh hinaus, kahlköpfiger Teufel. Eines Tages kam ein Kumotr (Gevatter) zu ihm, und die Frau reichte ihm ein Glas Schnaps. Der Wirt aber sagte im Stillen seinen Spruch, und da sprang der Fuß des Glases wie abgeschnitten ab. Die Frau wurde rot vor Aerger.

In Groß-Slawsk diente bei einem Wirte eine Magd, die war eine Hexe. Eines Tages kam ein Bekannter zu dem Wirt und wurde von diesem freundlich aufgenommen. Die Magd wurde auf den Boden geschickt, um Erbsien zum Mittag herunterzuholen. Sie kam verweint zurück. Der Wirt und seine Frau wunderten sich darüber und fragten sie nach dem Grunde ihres Weinens. Doch sie sagte nichts. Der Fremde aber, der manches von den Hexen wußte, hatte auch gehört, daß der Teufel die Hexe zwingt, anderen zu schaden, und daß er sie vom Boden herunterwerfe, *) wenn sie nicht könne. So behielt er denn die Magd im Auge, und da sah er, wie sie sich freute, als sie das Glas bringen durfte, woraus er trinken sollte. Es wurde Branntwein hineingegossen. Der Fremde aber machte vor dem Trinken das Kreuzeszeichen. Da fiel der Fuß des Glases wie abgeschnitten herab. Die Magd bekam auf der Stelle Krämpfe. Der Wirt wußte nun, wie die Sache stand, und jagte das Mädchen sofort aus dem Hause.

Das Ende der Hexe ist natürlich ein Ende mit Schrecken. In Ciencisko lebte eine Frau, die allgemein für eine Hexe gehalten wurde. Als diese auf dem Sterbebette lag, zeigte sich im Flur des Hauses ein großer schwarzer Hund, der regelmäßig verschwand, wenn sich jemand näherte. Das war der Teufel, welcher auf die Seele der Frau wartete. Und als die Frau starb, hörte man hinter dem Ofen einen Hahn schreien (vergl. Knoop, Volkstümliches aus der Tierwelt, S. 19).

Auch die Zmora (der Alp oder die Mahrt) erscheint dem Volk als Hexe. Da weiß dieser und jener über das Kreischen

*) Vergl. Sagenbuch S. 77 und Rog. Familienblatt VIII S. 16.

eines Rades zu berichten, das er gehört haben will; sicher fuhr darin eine Zmora, um einen Menschen zu quälen. Und da werden des Nachts die Stiefel mit den Spizen nach der Thür zu vor das Bett gestellt, um vor der Zmora sicher zu sein. Hier mag auch die folgende Erzählung Platz finden: Ein Müllergeselle, der bei einem Mühlenbesitzer in Arbeit stand, mußte in der Mühle schlafen. Am Mitternacht nun fuhren drei Hexen auf Fahrrädern an die Mühle heran und stiegen die Treppe hinauf. Während sie die Räume durchschritten, verkroch sich der erschrockene Geselle in einer Ecke. Am Morgen erzählte er dem Meister, daß in der Nacht drei Hexen in der Mühle gewesen wären, und deshalb wolle er nicht mehr dort schlafen. Als man nun im Bette nachsah, da sah man mit Schrecken, daß drei lange Messer in demselben steckten. — Aus dem Rad der Zmora ist hier also ein modernes Fahrrad geworden.

I. Der Hexen Fahrt nach der Lysa góra.

1. In Bronislaw lebte ein Mann, zu dem kamen vor Jahren in der Johannismacht die Hexen des Dorfes, deren es eine ganze Anzahl gab, denn fast alle Frauen des Dorfes waren zu der Zeit Hexen. Sie nahmen ihn mit sich und trugen ihn auf die Lysa góra, wo sie ihren Tanz abhalten wollten. Den Mann setzten sie in die Mitte des Kreises, gaben ihm eine Geige in die Hand und befahlen ihm zu spielen. Obgleich er nie eine Geige in der Hand gehabt hatte, ging das Spielen doch ganz flott. Für seine Gefälligkeit wurde er reichlich mit Semmeln beschenkt, so daß er sich die Taschen damit vollstopfte. Zuletzt schlief er ein. Als er aufwachte, war er allein. In den Händen hielt er zwei Bierdeckelknochen, einen großen und einen kleinen, auf denen er in der Nacht gespielt hatte; dazu saß er im Hemde, und darin lagen lauter Rospäpfe, womit ihn die Hexen reichlich gespeist hatten. Seit dieser Nacht kannte er alle Hexen des Dorfes, er hat aber keine verraten wollen.

2. Einem Bauer wurde des Nachts Heu gestohlen. Er machte sich deshalb in der folgenden Nacht mit seinem Knechte auf, um das Heu zu bewachen. Kaum war die Mitternachtsstunde da, als beide Pferdewieher und Wagengerassel hörten. Neugierig, was da käme, versteckten sie sich in einem Heuhaufen. Da sahen sie siebzehn verdeckte Wagen auf der Wiese halten, aus denen Herren und Damen heraussstiegen. Die Herren

waren aber Teufel, die Damen Hexen. Es waren auch Musikanten dabei, und nun wurde ein richtiger Tanz veranstaltet. Eine Hexe machte sich besonders durch ihr tolles Tanzen und Springen auffällig. Der Bauer erkannte in ihr seine Frau. Am andern Morgen fand er dieselbe krank im Bette liegen. Er machte mit ihr kurzen Prozeß: er legte sie in die sucha wanna, d. i. die trockene Wanne, eine Wanne, in der scharfe Messer und spitze Gabeln aufgerichtet steckten, und hierin wurde sie zu Tode gequält. Ihre Seele wurde von einem schwarzen Hunde entführt, der plötzlich in der Stube erschien und ebenso plötzlich wieder verschwand. Es war der Teufel.

3. Zu Bronislaw befand sich dort, wo jetzt die Fabrik steht, früher allerhand Buschwerk. In diesem tanzten die Hexen zu Johannis ihren Reigen. Man fand alsdann einen Kreis ausgetreten, doch war derselbe nicht vollständig, denn die Hexen tanzten nicht ganz herum, sondern bloß bis zu einem bestimmten Punkte, und dann tanzten sie wieder zurück. Abgesehen von dieser einen Stelle wuchs das ganze Jahr hindurch in dem Kreise kein Gras.

Ein Knecht hörte von dem Tanze der Hexen und versteckte sich daher in dem Buschwerk, um sie zu beobachten. Der Tanz hatte schon seinen Anfang genommen, als eine der Hexen ihn bemerkte. Sie rief noch eine andere zu sich, und beide gingen nach der Stelle, wo der Knecht verborgen lag. Vor Angst versteckte sich der Knecht und tat, als ob er schlief. Da sagte die eine Hexe in einem sonderbaren Dialekt: „Spity tu, spity? Ozekej, jak mo przyniosł igłę, zaszyjem ci pyty. *)“ Hierauf entfernten sie sich, um eine Nadel zu holen und dem Knechte den Mund zuzunähen, damit er nicht ausplaudere, wen er gesehen habe. Der Knecht aber machte sich schleunigst aus dem Staube. Am nächsten Morgen ging er an die Stelle, wo er in der Nacht gewesen war, und da fand er einen eisernen Zahn von einer Egge, der am oberen Ende eine Oeffnung hatte; durch diese war eine Ranke von einem Brombeerstrauch gezogen.

4. Die Hexen aus Königsbrunn nahmen, wenn sie in der Johannisnacht durch die Luft auf die Łysa góra flogen, einen Knaben mit sich. Diesen setzten sie auf den Berg und steckten ihm eine Kerze in den Mund, so daß er ihnen beim Tanzen

*) Schläfst du, schläfst? Warte nur, wir bringen eine Nadel und nähen dir den Mund zu.

leuchten mußte. Sie verboten ihm, etwas davon zu sagen, sonst würden sie ihn töten. Der Knabe aber erzählte seinem Wirte davon. Dieser nahm ihn eines Tages mit nach Markowiz, um ihn in dem dortigen Kloster gegen die Hexen schützen zu lassen. Unterwegs fing der Knabe plötzlich zu schreien an und sagte, daß die Hexen ihn mit Ruten schlugen. Der Wirt konnte jedoch nichts sehen. Ehe er aber noch nach Markowiz kam, war der Knabe von den Hexen zu Tode gepeitscht.

5. In Markowiz soll vor Jahren ein Wirt gelebt haben, dessen Frau eine Hexe war. Diese versammelte ihre Freundinnen, die ebenfalls Hexen waren, oft bei sich. Der Wirt hatte einen Knecht. Diesem legte die Wirtin unversehens einen mit einem geheimnisvollen Kraut bestrichenen Zügel an. Sofort verwandelte er sich dann in ein Pferd, auf dem die Hexen davonritten. Eines Tages lag der Knecht krank. Da kam die Wirtin mit dem Zügel zu ihm. Der Knecht wußte, was geschehen sollte, und unversehens riß er der Frau den Zügel aus der Hand und legte ihn ihr an. Da wurde aus der Wirtin eine schöne Stute. Diese spannte der Knecht vor den Pflug und arbeitete mit ihr bis Mittag. Dann führte er sie zum Schmied und ließ sie auf allen Vieren beschlagen. Auf den Hof zurückgekehrt, fand er den Wirt, welchem er die Stute übergab. Dieser freute sich sehr über das schöne Tier, führte es in den Stall und nahm ihm den Zügel aus dem Maule. Da war das Pferd mit einem Mal verschwunden. Er ging nun in die Stube und fand seine Frau krank im Bette liegen. Der Knecht aber sagte ihm, er solle nur die Hände und Füße seiner Frau betrachten. Der Wirt tat es und fand Hufeisen an den Händen und Füßen der Frau angeschlagen. Da nahm er sie und ließ sie durch seine Pferde auf dem Felde zu Tode schleifen.

6. In Mlynny lebte einmal ein Müllergeselle, der sich viel mit Musik abgab. Wenn er Zeit übrig hatte, nahm er gleich seine Geige zur Hand. In der Regel versammelte er noch andere junge Leute, die ebenfalls ein Instrument handhabten, bei sich auf der Mühle. In einer Nacht nun waren sie wieder in der Mühle beisammen und machten Musik. Die Mühle stand still. Da kamen Hexen herbei und kletterten an den Flügeln der Mühle in die Höhe, um den Gesellen mit sich auf die *Lysa góra* zu nehmen, damit er ihnen daselbst zum Tanz aufspiele. Als

sie aber noch andere Leute sahen, erschrakten sie und verwandelten sich in Katzen, damit man sie nicht erkenne. Darauf verschwanden sie.

7. In einer Ecke des evangelischen Kirchhofes zu Ciencisko stand noch bis in die neueste Zeit hinein eine eigenartig gebildete Kiefer. Der Stamm war in der Mitte gekrümmt, und die Aeste vereinigten sich zu einem undurchbringlichen Dache in Form eines Regenschirmes. Auf diesem Baum hielten die Hexen aus der Umgegend alljährlich in der Johannisnacht ihre Versammlung ab. Ging in dieser Nacht jemand an dem Baum vorüber, so hörte er ein ohrenzerreißendes Miauen von dem Baume her, der ganz mit Katzen besetzt war. Auch in anderen Nächten wollen Vorübergehende diese Tiere auf dem Baum erblickt haben.

II. Die Hexe und der Teufel.

Einmal entzweite sich die Hexe mit dem Teufel, und es kam zu einem Gefecht zwischen beiden. Die Hexe stand auf der einen Seite eines geflochtenen Zaunes, der Teufel auf der andern. Der Teufel hatte eine dreizinkige Gabel und stach durch den Zaun nach der Hexe; doch die Zinken blieben im Zaun stecken und erreichten die Hexe nicht. Diese war schlauer, denn sie hatte eine einzinkige Gabel, und damit erreichte sie den Teufel jedes Mal, so daß er sich für besiegt erklärte und Reißaus nehmen mußte.

III. Die Teufel in Bronislaw.

Vor einer langen Reihe von Jahren lebte in Bronislaw ein Wirt, der dem Trunke sehr ergeben war. Seine Frau mißhandelte er oft, ging lieber ins Wirtshaus als in die Kirche und fluchte ganz schrecklich. Dadurch bekamen die Teufel Macht über ihn. Eines Tages saß er in seiner Stube, als sie die Thür aufmachten und zu ihm hereinstürmten. Erschreckt fing er an zu schreien, als sie ihn aufforderten mitzukommen, und schon hatten sie ihn am Kragen, als er in seiner Not an Gott dachte und sich bekreuzte. Da ließen die Teufel von ihm ab und entfernten sich drei Schritte weit; weiter aber wichen sie nicht. Das Schreien hatten auch die Leute im Hofe gehört und kamen nun in die Stube gestürzt; als sie aber der Teufel ansichtig wurden, ließen sie Hals über Kopf hinaus, spannten die Pferde an und holten den Geislichen zu Hilfe.

Dieser kam auch. Es war schon spät am Abend. Als er auf dem Hofe angekommen war, zeigte sich ihm und dem ihn fahrenden Kutscher einer von den Teufeln, eine schwarze Gestalt mit einem riesigen schwarzen Hute. Grinsend sah er den Probst an und verschwand alsdann.

Dem Probst gelang es, die Teufel zu vertreiben, und er blieb auch bis spät in die Nacht und ermahnte den Wirt, von seinem sündhaften Leben zu lassen. Gegen Mitternacht brach er auf, um nach Hause zu fahren. Schon war er in der Nähe seines Dorfes. Rechts vom Wege breitete sich sein Feld aus, das mit Klee besät war. Der Probst wollte seinen Augen nicht trauen, als er zahlreiche dunkle Gestalten in seinem Klee sah. Er ließ anhalten, um sich zu überzeugen, ob es nicht Diebe seien. Da sah er denn Männer seinen Klee mähen, sodaß man sogar den Schnitt der Sensen hörte; andere harteten und luden den gemähten Klee auf bereitstehende Fuhrn. Der Geisliche befahl nun seinem Kutscher, abzustiegen und die Diebe zu vertreiben. Der machte sich auch auf. Als er den Männern nahe kam, schien ihm die Sache doch wunderbar. Er blieb stehen. Da sah er denn, daß es nicht Menschen, sondern Teufel waren. Es waren schwarze Gestalten mit riesigen Hüten auf dem Kopfe; sie standen alle auf hölzernen Stelzbeinen, und auch ihre Hände schienen aus Holz zu sein. Ebenso hatten auch die vor den Wagen gespannten Pferde hölzerne Füße. Der Mann machte schleunigst kehrt, kam zum Probst und erzählte ihm, was er gesehen hatte. Dieser ließ eilig weiterfahren.

Als der Wagen im Begriff war, in den Pfarrhof einzulenken, griff plötzlich eine zur Seite stehende dunkle Gestalt in die Zügel. Die Pferde bäumten sich und blieben stehen. Mit Schrecken sahen Probst und Kutscher denselben Teufel, der ihnen auf dem Hofe des Wirtes erschienen war. Der Probst stand auf, sagte einige Beschwörungsformeln, und weg war die Erscheinung.

Am nächsten Morgen ließ der Probst nach dem Klee sehen, allein nicht eine Spur von einem etwaigen Diebstahl war zu bemerken.

Der Wirt, den die Teufel besuchten, ließ nicht vom Trinken, und er starb insolgedessen schon nach einigen Jahren. Bei seinem Tode will man einen Hahnenruf vernommen haben. Jetzt sieht man seinen Geist des Nachts in den Ställen herumgehen.

Auf dem Rücken trägt er die Branntweintonne, die er bei seinen Lebzeiten so oft geleert hat.

IV. Der Teufel in der Kirche.

Nach dem Volksglauben ist der Teufel in der Kirche anwesend und gibt auf die Sünden acht, die in der Kirche begangen werden. In Hochkirch stand bis in die neueste Zeit hinein ein hölzernes Kirchlein, zu dessen regelmäßigen Besuchern einst auch ein frommer Mann gehörte, der die Fähigkeit besaß, den Teufel in der Kirche zu sehen. Der Teufel saß auf einem Balken in der Ecke hinter dem Hauptaltar und hielt in seinen Klauen eine Ochsenhaut. Auf diese schrieb er mit seiner Kralle all die Sünden auf, die von den Leuten in der Kirche begangen wurden. Jedes Lachen, Schwätzen, Umschauen, Schlafen kam in das Sündenregister. Auf diese Weise wurde die Haut bald voll. Da faßte der Teufel sie an dem einen Ende mit den Zähnen und zog sie aus. Dabei stieß er mit dem Kopf an einen vorspringenden Balken, wobei er vor Schmerz sein Gesicht verzog. Das kam dem frommen Mann komisch genug vor, so daß er lachen mußte. Da grinste auch der Teufel, schrieb seinen Namen auf die Haut und ward nun seinen Blicken unsichtbar.

2. Ein Graf fuhr einst über Land, da traf er auf dem Felde einen halbwilden Knaben, welcher über den Graben sprang und beim Hinspringen „To tobie, Bože,“*) beim Zurückspringen „To mnje, Bože“,*) sagte. Der Graf wurde auf den Knaben aufmerksam. Er ließ anhalten und fragte ihn nach der Bedeutung seines Tuns und Sprechens. Der Knabe antwortete: „Dies ist mein Gebet, da ich auf andere Weise nicht zu beten gelernt habe.“ Der Graf empfand Mitleid mit dem Knaben. Er nahm ihn auf seinen Wagen und fuhr mit ihm nach der Kirche, damit er hier ordentlich beten lerne. Die Kirche war für den Knaben etwas Neues, und er betrachtete sie nach allen Seiten. Als er auf den Chor sah, erblickte er dort einen schwarzen Mann mit Hörnern und Krallen. Es war der Teufel. In den Krallen hielt er eine Ochsenhaut, auf die schrieb er alle auf, die während des Gottesdienstes sprachen und lachten. Dem Knaben konnte er nichts anhaben, denn er lachte nicht. Auf einmal packte der Teufel die Haut mit den Zähnen, um sie aus-

*) Das dir, Gott! Das mir, Gott!

zurecken. Bei einem Ruck nach hinten traf er mit dem Kopf an einen Balken und schnitt deshalb Grimassen, über welche der Knabe lachen mußte. Darauf hatte der Teufel nur gewartet. Mit den Worten: „Nur Du fehltest noch!“ schrieb er auch ihn auf.

Bei der Heimfahrt fragte der Graf den Knaben, ob er nun beten gelernt habe. In demselben Augenblick aber fing der Wagen an in die Erde zu versinken. Da ließ der Graf den Knaben aussteigen und sagte zu ihm: „Es ist besser, Du bleibst auf dem Felde und betest auf Deine Weise.“ Und sofort war der Wagen wieder frei.*)

V. Die fahrende Zmora.

1. Um einen Menschen zu drücken, fährt die Zmora weit. Bei einer solchen Reise bedient sie sich eines Rades von einer Karre, oder in früherer Zeit, als man die Pflüge mit Rädern hatte, bediente sie sich mit Vorliebe eines Pflugrades. In dem Walde bei Strelno hüteten die Knechte des Nachts die Pferde. Da kam auf einmal ein Rad angefahren. Die Knechte hörten es schon von weitem an dem schrillen Ton, wie er durch Reibung entsteht. Sie versperrten ihm den Weg, und einer warf es mit der Peitsche um. Da sprang aus der Oeffnung des Rades ein Weib heraus. Sie bat die Knechte, sie möchten ihr das Rad wieder aufheben, da sie allein nicht dazu imstande sei. Die Knechte aber weigerten sich und fragten sie zuerst aus. Da erzählte die Zmora, daß sie noch zehn Meilen fahren müsse, um einen Knecht zu drücken. Sie flehte und weinte zuletzt, bis schließlich einer von den Knechten Mitleid empfand und das Rad mit der Peitsche aufrichtete. Schnell setzte sie sich hinein und enteilte.

2. Einmal hüteten die Knechte des Nachts ihre Pferde auf einer Wiese bei Königsbrunn. Da sahen sie auf dem die Wiese durchziehenden Steig ein Rad auf sich zurollen. Sie stellten sich auf den Steig, und als das Rad herankam, warfen sie es um und zerbrachen es. Plötzlich stand eine Frau vor ihnen, die bat sie, ihr das Rad aufzuheben und wieder zusammenzuschlagen. Einige lachten sie aus, andere hatten Mitleid mit ihrem Klagen und erfüllten ihre Bitte. Sie nahmen ihre Zydkes***) zur Hand

*) Vergleiche Knoop, Volksjagen aus dem östlichen Hinterpommern, S. 189 und Blätter für pommersche Volkskunde II S. 37, VII S. 53, VIII S. 5 f. Zu der zweiten Erzählung siehe auch VIII, 166.

**) Poln. zydek — ein schlechtes Messer, Knief.

und banden mit Peitschenschnüren und Weidenruten das Rad zusammen und stellten es darn auf. Darüber war die Frau erfreut und sagte zu den Knechten: „Ich habe nichts bei mir, was ich Euch geben könnte; aber da nehmt die Splitter als Lohn hin!“ Darauf setzte sie sich in das Rad, und weg war sie. Die Knechte waren mit dem Lohn unzufrieden; einige warfen die Splitter zu Boden, die andern ins Feuer, an dem sie sich Kartoffeln brieten. Nur einer steckte einige derselben in die Tasche. Am nächsten Morgen fand er an ihrer Stelle lauter blanke Dukaten. Als die andern Knechte davon erfuhren, liefen sie auf die Wiese und sammelten die dort geworfenen Splitter, allein diese wollten sich nicht in Dukaten verwandeln.

3. Zwischen Bozejewice und Żerniki zieht sich eine Wiese hin. Nach einem Dorfe, das sich an dieser Stelle einst befunden haben soll, wird sie Buszkowice genannt. Eines Nachts ging ein Arbeiter auf die Wiese, um Heu zu stehlen. Da vernimmt er ein Pfeifen, und an ihm vorbei fährt ein Rad so groß wie ein Topfdeckel nach Żerniki zu. Beim ersten Hause hielt es an. Als der Arbeiter am nächsten Tage nachfragte, erfuhr er, daß in der vergangenen Nacht der Wirt von der Żmora gequält worden war.

4. Bei einem Wirte in Groß-Slawst dienten zwei Knechte, von denen der eine jede Nacht von der Żmora gequält wurde. Als er aber dem andern Knechte davon erzählte, lachte ihn dieser aus; denn dieser glaubte an die Żmora nicht. Eines Tages standen sie im Stalle und bemerkten auf einem Balken ein kleines graues Käzchen sitzen. Der, welcher nicht an die Żmora glauben wollte, hatte einen Knebel in der Hand und warf damit nach dem Käzchen. Dasselbe fiel herunter. Als man aber gleich darauf nachsah, war es verschwunden, denn es war die Żmora. In der nächsten Nacht wurde auch er von der Żmora gedrückt.

5. In Kujawien lebte ein Bauer, der mehrere Kinder, aber nur einen einzigen Sohn hatte. Diesen liebte er sehr. Der Sohn wurde jede Nacht von der Żmora gedrückt. In dem Knecht des Nachbarn hatte er einen treuen Freund. Als letzterer eines Mittags mit seinen Pferden auf die Weide fuhr, traf er auf dem Wege ein fahrendes Rad. Er stieß es um, und eine Żmora entstieg demselben. Von ihr erfuhr er, daß ihr Besuch

dem Freunde gelle, der gerade in dieser Zeit auf der Tenne schlafe. Es sollte dies das letzte Mal sein, denn am nächsten Tage würde er sterben. Sie wollte ihm auch ein Mittel gegen dessen Tod verraten, er müßte ihr aber das Rad aufheben. Der Knecht tat es und erfuhr von der Zmora Folgendes. Bei ihrer Ankunft werde der Schlafende dreimal niesen. Wenn nun jemand „Gott gebe Gesundheit“ sagen würde, so würde er vom Tode errettet sein. Aber wehe demjenigen, der dies wagen würde! Und sie fuhr weiter. Da setzte sich der Knecht auf das schnellste Pferd und ritt, was er konnte, quer über das Feld dem Gehöfte zu. So kam er noch vor der Zmora an und wartete, bis der Schlafende niesete. Dies geschah auch, als die Zmora ankam. Da sagte der Knecht: „Gott gebe Gesundheit“, wandte sein Pferd um und ritt, was er konnte, zurück. Die Zmora verfolgte ihn. Er hatte die Weide und die übrigen Knechte fast schon erreicht, da wurde sein Pferd müde und ließ nach. So holte ihn die Zmora ein. Ihn konnte sie zwar nicht erreichen, aber sie berührte mit der Hand das Pferd. Auf der Stelle fiel dieses hin und war tot. Als die anderen Knechte herbeieilten, entfloß die Zmora, indem sie dem Knechte zurief: „Dein Glück, sonst würde es Dir ergangen sein wie dem Pferde.“ Der Knecht ging nun zu seinem Bauer und erzählte ihm den ganzen Vorgang, und von diesem erfuhr es der Nachbar. Dieser war hocherfreut über die Rettung seines Sohnes; er gab dem Nachbar ein besseres Pferd, als das tote es war, und beschenkte auch den Knecht reichlich.

VI. Die Zmora wird eingeladen.

1. In Königsbrunn war ein Bauer, den jede Nacht eine Zmora belästigte. Einmal aber erwachte er, griff zu und hatte einen Strohalm in der Hand. Dieser wand sich hin und her, so daß er dem Bauer verloren ging, doch hatte dieser noch Zeit zu sagen: „Komm morgen zum Frühstück!“ Am nächsten Morgen, als der Wirt beim Frühstück saß, kam die Magd des Nachbarn herein und sagte, sie käme frühstücken, weil sie eingeladen wäre. Da sah der Bauer die Magd scharf an und sagte: „Marcyna (Marcyanna), daß Du mir das nicht noch einmal tußt!“ Die Magd lachte auf und ging davon, belästigte aber den Bauer nicht mehr.

2. In Groß-Slawst wurde ein Mädchen von der Zmora gequält. Als es zuletzt schon ganz schwach und krank geworden

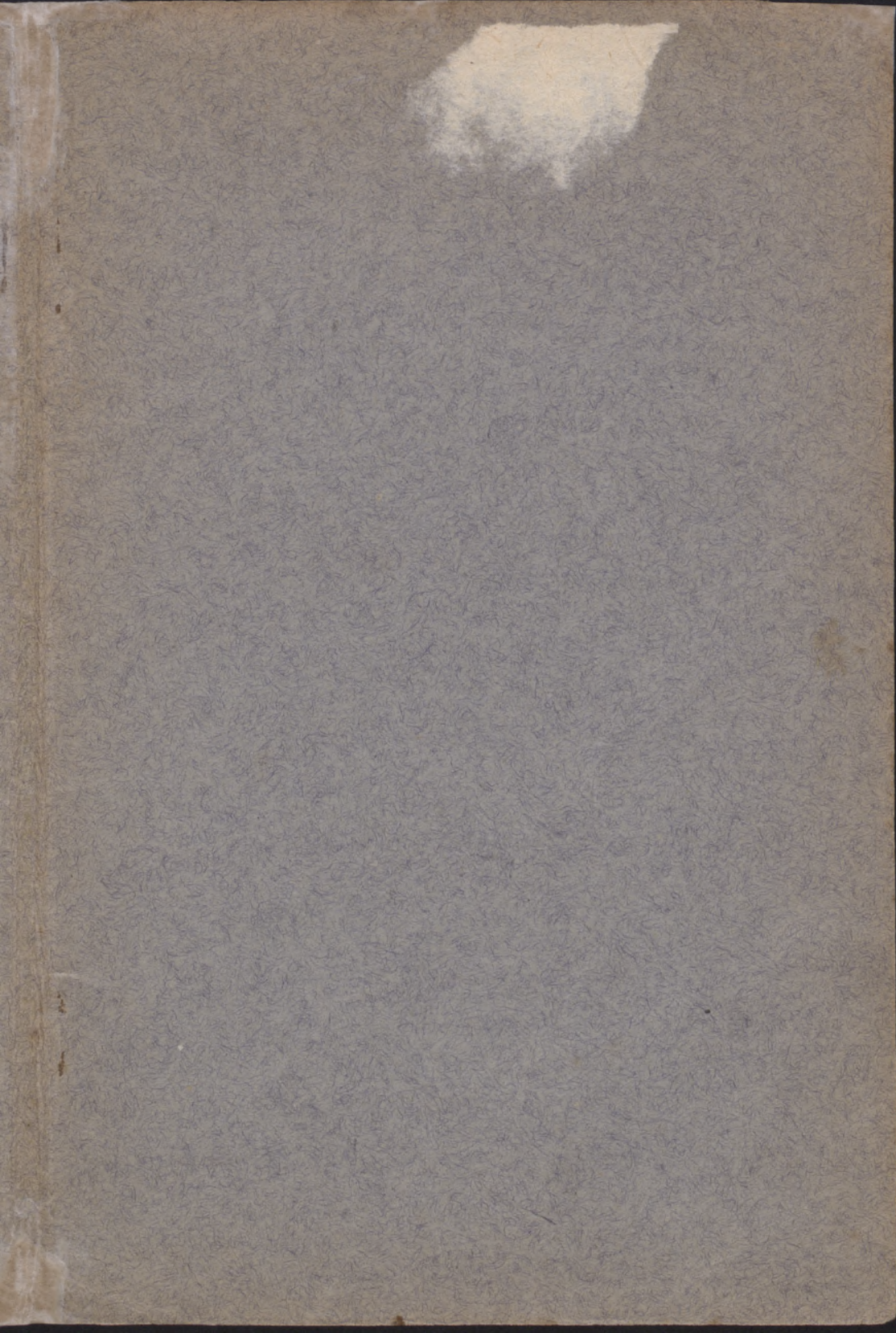
war, wurde es von den Eltern und Geschwistern bewacht, allein immer schliessen diese ein, wenn die Zmora kam. In einer Nacht jedoch wachte der Vater des Mädchens auf, als sich die Zmora anschickte wegzugehen. Er rief ihr nach: „Ich lade Dich zum Mittag ein.“ Als es Mittag war, kam eine Frau, stellte sich in die Thür und sagte: „Ihr habt mich zum Mittag eingeladen“. Die Mutter des Mädchens erschrak und stellte der Zmora das Essen hin, anstatt sie mit dem Besen durchzuprügeln. Die Zmora aß sich satt und ging weg. In der folgenden Nacht wurde das Mädchen wieder gedrückt und starb.

VII. Die getäuschte Zmora.

Ein Mann wurde von der Zmora gedrückt. Diese legte sich auf ihn, steckte ihre Zunge in seinen Mund und sog ihm das Blut aus. Da ging der Mann zu einer klugen Frau und fragte sie um Rat. Diese befahl ihm, sich in der nächsten Nacht so in das Bett zu legen, daß der Kopf an das Fußende käme, und in der nächsten Nacht solle er sich anderwärts hinlegen. Als sich der Mann so verkehrt ins Bett gelegt hatte, kam die Zmora, steckte ihre Zunge in den Darm und sog sich voll. In der nächsten Nacht legte sich der Mann überhaupt nicht ins Bett, sondern blieb auf. Als nun die Stunde kam, wo die Zmora zu erscheinen pflegte, hörte er einen Schlag ins Bett, und als er Licht machte und nachsah, steckte ein ellenlanges Messer bis an den Griff im Bette. Seit der Zeit kam die Zmora nicht mehr.

VIII. Die gefangene Zmora.

Eine Zmora belästigte das Pferd eines Bauern. Diesem blieb nichts übrig, als der Zmora aufzupassen und sie zu fangen. In der ersten Nacht gelang es ihm nicht. In der folgenden sah er, wie das Pferd wieder gequält wurde. Rasch trat er hinzu und suchte nach, konnte aber nichts finden. Als er nun dem Pferde in die Mähne griff, faßte er eine Birne. Dies war die Zmora, allein der Bauer wußte es nicht, und deshalb nahm er die Birne, schnitt sie in zwei Stücke und aß sie auf. Das Kerngehäuse warf er aufs Dach. Dann legte er sich schlafen. Am nächsten Morgen sah er sich mit Blut besudelt, und auf dem Dache bemerkte er Menschenknochen. Jetzt wußte er, daß er die Zmora verzehrt hatte.



2.400,

Biblioteka
Główna
UMK Toruń

626543

Biblioteka Główna UMK



300047249288